

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 7.

Jährlich 24 Doppelnummern in Hesten
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 1. April 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

In den Zwölf-Nächten.

Novelle von Claire von Glümer.

Es ist eine seltsame Begebenheit, die ich zu berichten habe, aber, — wie es in dem bekannten Märchen heißt, — „wahr möt se syn, sunst künne man se ja nich vertellen.“ Wenigstens könnte das Niemand, dem, wie mir, nicht nur Lust und Talent zum Fabuliren völlig abgeht, sondern auch aller Sinn für das Phantastische fehlt, sodas ich der „Spuk- und Zaubersphäre“ meiner im Brodengebiete liegenden Heimat zeitlebens als ungläubiger Thomas gegenüber gestanden habe. Darum ist mir auch niemals ein Wichtelmännchen über den Weg gehuscht; niemals hat mich eines der Irlichter verfolgt, die über unsere Moore tanzen; niemals habe ich zwischen den Wolfengebilden der ersten Mainacht die zum Blocksberge reitenden Herzen gesehen, und wenn in den Zwölf-Nächten, von Weihnachten bis Heilige drei Könige, Frau Holle mit ihrem Geistergefolge durch's Gebirge fährt, um ihren Auserwählten wahrjagende Träume zu bringen, faulem Gefinde allerlei Schabernack zu spielen oder unartigen Kindern das Deckbett fortzuziehen, daß sie zähnelappernd erwachen, habe ich, — trotz gelegentlicher Mißthaten, — vom Abend bis zum Morgen in festem, traumlosem Schlafe gelegen. Erst nachdem ich die Kinderschuhe längst vertreten und halb Europa durchwandert hatte, ist mir begegnet, was ich hier berichte.

Es war am heiligen Abend 1887, als ich bei einbrechender Dämmerung nach dreijähriger Abwesenheit wieder in der vertrauten Postkutsche saß, die von der Eisenbahn-Station nach dem Harzdorfe Fallerode fährt.

Aus Spanien, wo ich eins der Krupp'schen Bergwerke geleitet hatte, war ich als Director der Falleroder Eisengruben in die Heimat zurückberufen und fuhr frohlichen Herzens dem Elternhause zu, bis am Fuße des Schafberges die alten Gänge gewohntermaßen anhielten, worauf der Postillon, die Mahnung verstehend, vom Bocke kletterte.

Auch ich stieg aus, gefellte mich zu dem Alten, der, seine Pfeife stopfend, mit den bergan leuchtenden Pferden Schritt hielt, und schlug ihn mit der Frage: „Nun, Bahlbhl, wie geht's?“ vertraulich auf die Schulter.

Einen Augenblick starrte er mich an, dann rief er mit dem freundlichsten Grinsen, dessen sein wetterhartes Angesicht fähig ist:

„I wo! dat is ja woll use Richard? ... Herr Director Hollbach wull it seggen,“ und in seine Feiertags-Sprache, ein Gemisch von Platt- und Hochdeutsch, übergehend, versicherte er: nur dat grote Pelzzeug wäre schuld, daß er mich beim Einsteigen nicht erkannt habe, denn wenn ich mir auch breite Schultern und einen mächtigen Vollbart angeschafft hätte, die olle Plätslichkeit sähe mir ja, Gott sei Dank, noch immer aus den Augen.

Ich unterbrach ihn mit der Frage, wie es meinen Eltern und meinem Bruder gehe.

Sie wären up'n Damme, versicherte er; Herrn Rudolf hätte er nie nich so fidel gesehen, wie gestern Morgen, als er ihn nach der „Stattshon“ gefahren habe, indem Sie zum Fest ihre Trölen Braut besuchen wollten. Un was der Herr Kummerzienrath is,“ fügte der Alte hinzu, „so können Sie ja woll 'en bitsthen griesen und de Fru Kummerzienrathin 'en bitsthen griesen, als vor drei Jahren, sonst aber is in der Unterhütte alles wie dazumalen.“

„Und im Schlosse?“ fragte ich weiter ... wie lange hatte ich nichts von dort gehört! — Bahlbhl zuckte die Achseln.

„Da süht es freilich nich zum Besten ut,“ meinte er; „un was das richtige Schloß is, so werden der Herr Director nichts nich drin finden, als Krähen un Ratten, indem der olle Gnädige mit der gnädigen Trölen un der Fru Försterin, — was syne Wirthschafterin is, —

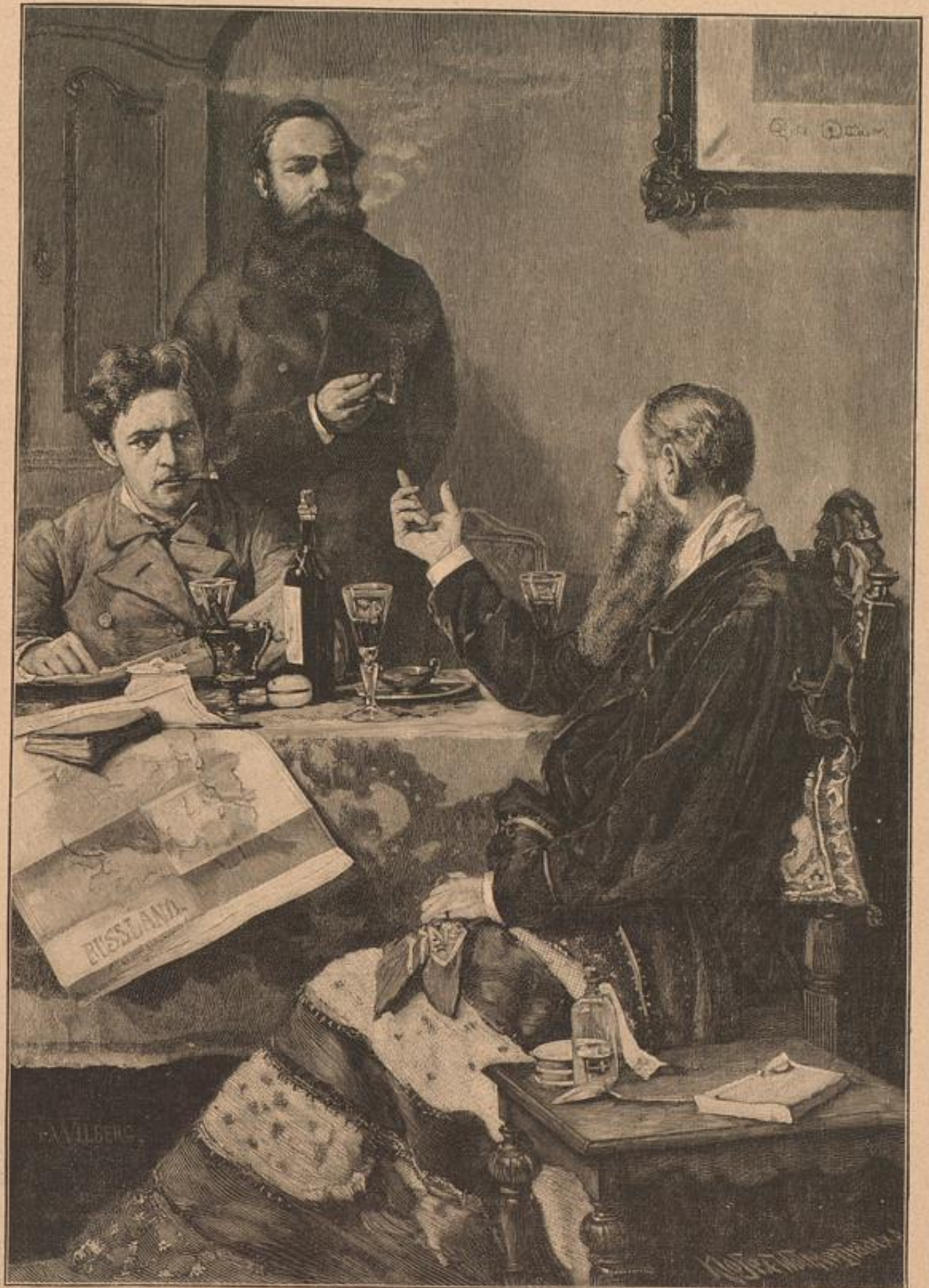
nach dem groten Malhör in das Verwalterhaus verzogen sünd.“

Das war ein Irrthum; ich machte dem Alten bemerklich, daß die Feuersbrunst, auf die er hinwies, nur den unbewohnten Theil des Schlosses zerstört hatte. Als ich zum letzten Mal, über Jahr und Tag nach dem Brande, bei dem Freiherrn war, fand ich ihn in den gewohnten Räumen.

„Wird schonst seine Wichtigkeit hebben!“ meinte der Alte. „Lassen Sie mir 'mal bedenken, wie Alles nach einander gekommen is: zuerst das Feuer, den säbenten August vor vier Jahren, — id weiß dat so genau,

weil auf denselbigen Tag meine Aelteste, die Kathrine, Hochzeit gemacht hat. Das nächste Jahr, so um die Kirchweih herum, haben die Frau Generalin mit dem posh'schen Namen, — was die Schwester von usen olken Gnädigen is, — die gnädige Trölen nach Berlin invitirt. Dasselbige Jahr, zu Weihnachten, sünd Sie, Herr Director, zum letzten Mal nach Fallerode kamen, un wieder das nächste Jahr, gleich nach Ostern, is im Schloß dasjenige grote Malhör passirt, wo ich meine, un wo es 'en Wunder is, daß use gnädige Herr noch das Leben haben.“

„Was ist denn geschehen? ... erzählen Sie!“ rief



Die Politiker. Von Martin Wilberg. — Siehe Seite 55.

ich bestürzt, — ich hatte von keinem neuen Unglücksfall gehört, — es mußten Briefe verloren sein.

„Ja, was ist da viel zu vertellen!“ sagte Bahldyl in seiner gleichmüthigen Weise, während er behaglich seine Pfeife rauchte. „Was das Feuer von der ollen Schloßabache stahn laten hat, ist auf einmal ingefallen un hat usen ollen Gnädigen beide Beine un auch noch den Kopf kaput geschlagen.“

„Und Martha?“ stieß ich mühsam hervor; mein Herzschlag stockte.

„Die gnädige Frölen sind dazumals noch bei der Frau Großtante weit,“ antwortete Bahldyl; „un de Frau Förstern in der Kirche, sodas der gnädige Herr allein geblieben sind. Eben ist die Predigt aus, un der Herr Pastor giebt den Segen, da geht's auf einmal los mit Krachen un Donnern, un es ist, als wenn die Erde bewert. Die Frucnsleute kriechen. Alles drängt sich herut, un die Ersten, wo draußen sind, schreien Hüter! Hüter! denn über'm Schloß liegt's wie'n dicker Rauch. Nein, Leute, Rauch ist das nich. . . Das Schloß stürzt ein!“ ruft der Herr Pastor, un dabei kracht's un prasselt's immer zu, un Jeder läuft, was er kann, den Schloßberg rauf. Ich herwe mine ollen Knaten auch nich gepart, aber je weiter oben, je schwerer wird's mit dem Pust, un je weniger hat man sehen können vor Staub un Müll. Wie wir schon mitten in der Prostemalzeit drin stehen, haben wir gemeint, das ganz Schloß wär ingefallen, währenddem der olle dicke Thurm un all' das olle Geniste d'rum herum noch hüte feststahn. Nur man bloß das große Gebäude, wo man den Nordeloschi genannt hat, un wo der gnädige Herr partoutemang nich herausgegangen ist, obichonst das ganze Balkenwerk vom Feuer angeholt war, hat in 'nen grauslichen Hümpel dagelegen.“

Ich fragte nach dem Freiherrn.

„Na, es versteht sit ja woll von sülbst, das wir glied nach dem ollen Gnädigen gesucht hebben,“ antwortete Bahldyl. „Das hei noch am Leben wär, hat freilich keiner gedacht, un wie er endlich sunnen ist, zwischen Balken ingeklemmt, wo, — wie der Herr Pastor seggt, — als 'ne Schutzwehr un ihn herum gestanden sind, hat hei für todt dagelegen, un der Herr Doctor hat sich schrecklich abmaracht, bis er den gnädigen Herrn so hallwege zurecht kriegen that.“

„Und was ist weiter für den Verunglückten geschehen?“ fragte ich, als Bahldyl, verstummend, seine Pfeife wieder in Zug brachte.

„Weiter weiß ich nichts nich zu vertellen,“ erwiderte er. „Der Herr Pastor haben sich offerirt, den armen Gnädigen in sein Haus zu nehmen, aber wie man ihn fortschaffen will, fängt hei so kläglich an zu lammetiren, das es hat unterbleiben müssen. Man hat den kranken Herrn in's Berwalterhaus gelegt, wo schonst lange leer stund, indem das bitichen Feldwirthschaft an die Bauern verpachtet ist. Un hernach ist die gnädige Frölen hergetelegraphirt, un das lüttje, swache Ding soll ja ehren Großvater in sein langes, schweres Leiden gepflegt hebben, wie 'ne gelehrte Krankenwärterin, — un so thut sie's hüte noch.“

„Heute noch?“ fragte ich; „sagten Sie nicht, der Freiherr wäre genesen?“

Bahldyl schüttelte den Kopf. „Genesen, Herr Director, kann man es woll nich nennen, wenn Einer an Krücken 'en bitichen herumhümpelt,“ meinte er; „un außerdem. . . das Essen soll dem ollen Gnädigen ja woll wieder smeden, un die meiste Zeit sollen sie auch still un fründlich ihn. . . aber ihren richtigen Verstand haben sie nich wieder gekriegt.“

„Die Frauen sind allein mit einem Wahnsinnigen!“ rief ich bestürzt.

„Das nich, Herr Director,“ fiel der Alte beruhigend ein; „wahnsinnig, — was ja woll dasselbigte ist wie toll, — sind der Gnädige nich. . . nur 'en bitichen kurios, un swach in synen Gedanken. Tag un Nacht halten sie 'nen lüttjen Schlüssel in der Hand, wo an 'ner Schnur um ehren Hals hängt; dabei meinen sie aber oftmals, er wär verloren, un dann weinen sie oder zanken, un die gnädige Frölen müssen suchen. . . un wenn sie sagen, der Herr Großvater hätten den Schlüssel in der Hand, kriegen sie zur Antwort: es wär nich der richtige. . . 'en schweres Leben für die beiden Frauensleute, Herr Director! Die Frau Förstern klagt denn auch ehre liebe Roth, so oft sie einen hat, der es anhört, wohingegen sich die gnädige Frölen nie nichts merken lassen, un noch hüte, wie vordem, vor die Armen un Kranken im Dorf Zeit un Gutthaten übrig haben. . . un man weiß doch, das es im Slosse schon lange knapp genug zugeht. Auch hüte Abend giebt's wieder, wie jedes Jahr, 'ne Bescheerung vor 'en ganzen Hümpel lüttje Gähren.“

Bahldyl hatte wieder mit seiner Pfeife zu thun, un ich trug kein Verlangen, noch mehr zu hören. Es war mir peinlich, die beschränkten Verhältnisse der Schloßbewohner im Munde der Leute zu wissen; selbst das Lob, das Martha zu Theil wurde, that mir weh. Aber so war sie, — nur zu gut kannte ich ihren stolzen,

festen Sinn. Schon als Kind hatte sie Sorgen un Entbehrungen kennen gelernt un sich gewöhnt, sie gelassen zu ertragen. Ihr Vater, der einzige Sohn des Freiherrn von Steinach-Fallerode, war bei Sedan gefallen; seine mittellose Witwe hatte im Hause des Schwiegervaters mit ihrem fünfjährigen Töchterchen Zuflucht gefunden. In diesem freudlosen Heim, zwischen der kränkenden Mutter, die sich in Gram verzehrte, un dem Großvater, der, in unfruchtbarer Studien vertieft, den Rückgang seiner Vermögens-Verhältnisse vergaß oder zu vergessen suchte, war Martha aufgewachsen. Gespielen hatte sie nicht. Mit dem jungen Volk, das sich zu Fest- un Ferienzeiten im Hause meiner Eltern zusammen fand, mußte sie sich nicht zu stellen; mein Bruder Rudolf hatte ihr den Namen „Prinzessin Wortlorg“ gegeben. Ich war der Einzige, der die scheue Eigenart der Kleinen verstand un ihr Vertrauen gewann. Obwohl ich beinahe acht Jahre älter war als sie, behandelte sie mich wie einen guten Kameraden, interessirte sich für meine Stein- un Pflanzen-Sammlungen, un es war die einzige große Unart ihrer Kinderzeit, das sie den Thoren entließ, un mich auf meinen Bergwanderungen zu begleiten. So oft sie konnte, schlich sie mir nach, zeigte sich erst, wenn ich tief im Walde war, un weinte bitterlich, wenn ich sie nach Hause zurückbrachte. Später wurde ich ihre Zuflucht, wenn sie die Aufgaben des Großvaters, der sich zum Lehrer wenig eignete, nicht begreifen konnte, un als sie im vierzehnten Jahre die Mutter verlor, war es ihr ein Trost, mit mir von der Verstorbenen zu sprechen.

Jahr um Jahr verfloß, ohne das die scheinbare schaftliche Verhältnisse eine Aenderung erfahren hätte. Auch als meine Besuche in der Heimath seltener wurden, — nach Vollendung meiner Studien auf der Berg-Academie ging ich zur practischen Ausübung meines Berufes nach Westfalen, Belgien un England, — begrüßte mich Martha beim Wiedersehen mit so ruhigem Ausleuchten der braunen Augen, als hätten wir uns erst Tags zuvor getrennt, un auch ich bewunderte ihre aufblühende Schönheit mit wunschloser Freude.

Aber plötzlich war es anders geworden. Als ich vor drei Jahren, vor meiner Abreise nach Spanien, zum letzten Male nach Fallerode kam, war Martha in Berlin. Die bittere Enttäuschung, die ich darüber empfand, das Gefühl der Verödung, das mir Heimath un Vaterhaus verleidete, vor Allem die wachsende, quälende Sehnsucht nach dem jungen Mädchen offenbarten mir, das ich sie liebe. Endlich hielt ich es nicht mehr aus, sagte den Eltern Lebewohl un ging ihr nach.

In welchen Liebesträumen, welcher thörichten Zuversicht war ich damals dieselbe beschneite Fahrstraße herabgefahren, auf der ich jetzt so vernünftig hinanstieg; denn was mich bei Bahldyl's Mittheilungen bewegte un mir noch jetzt das Herz zusammenpreßte, war nur Theilnahme. . . nur Mitgefühl für die Leiden des Freiherrn un Martha's schweres Leben.

Bahldyl's Peitschentralen entriß mich meinen Gedanken; an der Biegung der Straße, wo die erleuchteten Fenster der Bergschenke sichtbar wurden, gab er dem Wirth das übliche Zeichen seines Kommens, un als er mich aus meiner Versunkenheit auffahren sah, sagte er:

„Glieb sind wi haben, Herr Director. . . Klaus Grotjahn wird sich holl'schen freuen, Ihnen wiederzusehen. . . un'en guten Slud Nordhäuser wird hei ja auch woll hebben.“

Ich war jedoch in diesem Augenblick nicht für Klaus Grotjahn's Freudenbezeugungen gestimmt; erklärte, das ich, un so bald als möglich zu Hause zu sein, den Hirtensitz gehen werde, trug Bahldyl auf, mein Gepäck zu besorgen, wünschte ihm mit „silbernem Händedruck“ ein fröhliches Fest un schlug, während mir sein „schön' Dank of!“ nachklang, den zur Seite der Fahrstraße schroff ansteigenden Fußpfad ein.

Der Mond war aufgegangen; sein blaüliches Licht zeigte mir die langentbehnte Heimath, ihre Bergkluppen, Wälder un Halden in schimmernder Schneepacht, half mir den Weg finden, un während ich rüstig die beeiften Felsstufen hinankletterte, lehrten meine Gedanken zu dem letzten Zusammensein mit Martha zurück. Jede Einzelheit meines Besuches bei der Generalin Ludomirskla stand mir vor Augen; die abgetragene Livree des anmeldenden Bedienten; die schätzbare Eleganz der Einrichtung; das hochmüthige Kopfnicken, mit dem mich die alte Excellenz, eine kleine, hagere, streng blickende Dame, von ihrer Sopha-Ecke aus begrüßte, indem sie eine goldene Lorgnette vor die Augen hielt, während Martha mit blassem, verweintem Gesicht auf mich trat un mir stumm die Hand bot. Dann wurde ich aufgefordert, mich der Excellenz gegenüber zu setzen; Martha lehrte an ihren Fensterplatz, zu ihrer Handarbeit zurück un blieb stumm, indeß mich die Generalin, die mich unablässig durch ihre Lorgnette ansah, einer Art Verhör unterwarf. Es mußte wohl zu meinen Gunsten ausfallen, denn nach kurzem Gespräch erklärte

sie: mein Besuch wär ihr gerade heute sehr willkommen; sie hoffe, das ich ihr mit meinem Freundes-Einflusse helfen werde, Martha zur Vernunft zu bringen.

„Liebe Tante!“ rief das junge Mädchen, — aber die Generalin winkte ihr Schweigen zu un theilte mir mit, das sich für ihre Großnichte eine gute Partie gefunden habe, — ein junger, hübscher Mann, von den besten Manieren un mehrfacher Millionär. Freilich nur Talmi-Adel; aber eine so völlig verarmte Familie, wie die der Steinachs, dürfe sich trotz ihrer uralten Freiherrnkronen nicht wählerisch zeigen. „Was es heißt, arm un vornehm sein, weiß ich aus Erfahrung,“ fügte sie hinzu un sah dabei noch stolzer aus als bisher. „Um meiner Nichte dies Los zu ersparen, habe ich ihren Bewerber ermutigt. Gestern hat er mich gebeten, für ihn das Wort zu führen, aber die Thörin bleibt bei ihrem Nein. Je suis au bout de mes forces. . . sehen Sie, was Sie ausrichten.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer; Martha stand hastig auf.

„Sage mir nichts. . . ich kann nichts mehr darüber hören“ rief sie in zitternder Erregung. „Der Mensch ist mir widerwärtig, un wie mich die Tante un seinetwillen gequält hat. . .“ ihre Stimme verjahte.

Ich faßte ihre Hände. „Martha,“ flüsterte ich, „liebe, liebe Martha, gieb mir das Recht, für Dich einzutreten. . . Deiner Tante zu sagen, das ich Dich liebe, das Du mir gehörst.“ Dabei versuchte ich, die bebende Gestalt an mich zu ziehen, aber sie machte sich ungestüm los; ihr Gesicht glühte, ihre Augen bligten durch Thränen.

„Du bist gut,“ sagte sie bitter; „aber ich danke, danke für Dein Mitleid. Von Liebe kann zwischen uns nicht die Rede sein.“

„Martha!“ schrie ich auf, un als sie leise weinend auf den nächsten Stuhl sank, setzte ich mich zu ihr, schilderte, — mich zur Ruhe zwingend, — welche Wandlung in mir vorgegangen war, als ich sie nicht in der Heimath gefunden hatte un schloß mit der Bitte, das sie mit sich selbst zu Rathe gehen möge, ob nicht auch sie über ihr Gefühl für mich im Unklaren gewesen sei.

Sie trocknete die Augen un sah mit düsterem Blick zu mir auf.

„Nein!“ sagte sie hart; „ich kenne mein Herz so gut wie Deins. . . Du irrst Dich.“

Dabei blieb sie, trotz meiner Beteuerungen. Als ich am folgenden Tage wiederkam, ihr Lebewohl zu sagen, ließ uns die Tante keinen Augenblick allein, un auf den Abschiedsbrief, den ich ihr schrieb, erhielt ich keine Antwort.

Ich begriff sie nicht. Wenn sie meine Liebe nicht erwidern konnte, dem Freunde hätte sie ein gutes Wort auf den Weg geben müssen, — umso mehr, da sie mir weh gethan hatte un wußte, das ich auf Jahre fort ging. Aber es war gut so, — gut, das ich ihr nicht zu begegnen brauchte, gut, das zwischen mir un diesem herzlosen Geschöpf jeder Verkehr aufgehört hatte. — Nur einmal, in den ersten Monaten meiner Abwesenheit, hatte ich die Mutter nach ihr gefragt, die latonische Antwort erhalten, das sie wieder bei dem Großvater sei, un dann nichts mehr von ihr gehört. Ich vermuthete, das ich der Mutter durch irgend eine Aeußerung meine unglückliche Neigung verrathen habe un war ihr dankbar, das sie die Wunde nicht berührte. Un dann gab ich mich mit aller Willenskraft den neuen Eindrücken un Aufgaben hin. Als mir die Leitung der Falleroder Eisengruben angeboten wurde, war ich überzeugt, meine Jugendthorheit besiegt zu haben un nahm die Berufung an; denn so freundschaftlich sich mir die Fremde erwiesen hatte, — ich war ihrer müde geworden.

Un nun war ich daheim! Ich hatte den Gipfel des Schasberges erreicht. Zu meinen Füßen, in mächtiger Thalsenkung, lag das Dorf Fallerode mit der Unterhütte, wie der Volksmund meines Vaters Eisengießerei getauft hatte, gegenüber, in halber Berghöhe, die Einfahrt zur Eisengrube un die Wohnungen der Hüttenbeamten. Aber nur flüchtig streifte mein Blick über diese Heimstätten meiner Vergangenheit un Zukunft, um sich, während ich abwärts eilte, an das formlose Durcheinander beschneiten Mauerwerkes zu heften, das, — von dem alten Wirththum überragt, — links vom Dorfe, oberhalb der kleinen Kirche im Mondschein sichtbar war. Aus der Steinmasse schimmerte matter Lichtschein; jetzt flamme er heller auf, — es mochte der Weihnachtsbaum sein, den Martha für ihre Armen anzündete. Ein heißes Verlangen, sie dabei zu belauschen, kam plötzlich über mich, un mich zur Linken wendend, eilte ich querfeldein über den gefrorenen Schnee, in gerader Richtung dem Schlosse zu.

Es war ein mühseliges Unterfangen; wieder un wieder krachte die Eiskruste unter meinen Füßen; dann mußte ich mich aus knietiefem Schnee herauf arbeiten un kam langsamer vorwärts, als ich erwartet hatte. Schon fürchtete ich, zu spät zu kommen, denn während ich am Schloßberge zwischen Geröll un Trümmerweil

wieder aufwärts stieg, verschwand das Licht, das mir als Leitstern gedient hatte. Doch nein! als ich oben war, sah ich, um eine Mauerette biegend, in geringer Entfernung zwei kleine, im magischen Glanze des Weihnachtsbaumes strahlende Fenster.

Mit pochendem Herzen trat ich in den Hof. Das eiserne Thor hing schief in den Angeln; einer der wappentragenden Löwen war von seinem Pfeiler herabgestürzt, und im Hintergrunde erhoben sich, von dem plumpen Wartthurm überragt, umgeben von beschneiten Trümmerhaufen, einige Mauerreste des Mittelbaues, den der Freiherr einst bewohnt hatte.

Vorsichtig, um nicht durch das Knirschen des Schnees verrathen zu werden, ging ich auf das unweit des Thores stehende Verwalterhaus zu, trat an eins der hellen Fenster und blickte in ein tiefes, niedriges Zimmer voll Frauen und Kinder; aber vergebens suchte ich Martha unter ihnen. Die Besichtigung war vorüber; Frauen in Kopftüchern und den landesüblichen Kattun-Mänteln packten unter dem Weihnachtsbaum die Geschenke zusammen, während Tante Kielchen, — wie die Försterin Ollenlamp, des Freiherrn Wirthschafterin, nach alter Gewohnheit von Martha genannt wurde, — die mit Spielsachen und Pfeffertuchen beschäftigten Kinder zum Fortgehen einhüllte.

Jetzt löste sich die Gruppe der Frauen, so daß ich in einem Lehnstuhl am Kachelofen den Freiherrn sehen konnte. Der weißhaarige, einst so stolz getragene Kopf war auf die Brust gesunken, die sonst so klugen Augen starrten stumpfsinnig in den Lichterglanz des Weihnachtsbaumes, und die zitternden Finger drehten das Schlüsselchen, von dem Bahldyl erzählt hatte, hin und her.

Ein Aufjubeln der Kinder lenkte meine Aufmerksamkeit nach der anderen Seite, und ich mußte mich zwingen, nicht einzustimmen. Martha war eingetreten, reichte den sie umdrängenden Kleinen einen Korb voll Nüsse zu und sah lächelnd auf das begehrliche Hineingreifen nieder. Aber trotz des Lächelns lag ein Leidenszug um die feinen Lippen, und als sie die Augen aufschlug, blickte daraus statt des Trostes, mit dem sie mich beim Abschied angeblitz hatten, eine Wehmuth, die mir das Herz zusammenpreßte. Und nun hier draußen stehen zu müssen, es mit anzusehen, wie sie diesen fremden Weibern die Hand schüttelte und für jedes Kind eine Liebesgabe hatte! . . . Und doch konnte ich mich nicht losreißen von dem langentbehrten Anblick der edlen Züge, der zarten, anmuthigen Gestalt. Als endlich Mütter und Kinder mit Danken und Abschiednehmen fertig waren, blieb mir, — während sich Groß und Klein aus der Hausthür drängte, kaum noch Zeit, unbemerkt unter das schattende Dach des Holzschuppens zurückzuweichen.

Auch Martha trat aus dem Hause; einige ihrer kleinen Schützlinge hatten sich an ihre Hände und Kleiderfalten geklammert und zogen sie bis zum Hofthore. Hier mußte sie ein abermaliges Danken über sich ergehen lassen und blieb noch eine Weile winkend stehen, während die Kinderstimmchen aus wachsender Entfernung ihr „Schön Dank ok!“ oder „Ou'n Nacht, gnädige Frölen!“ zurückriefen. Endlich wandte sie sich zurück und nun hielt ich es nicht länger aus: „Martha!“ rief ich, aus meinem Versteck auf sie zuwendend. — Einen Augenblick stand sie wie angewurzelt, dann streckte sie beide Hände nach mir aus; das Tuch, das sie um Kopf und Schultern geschlagen hatte, fiel zurück. „Richard! Richard!“ stammelte sie . . . ihr Ton, ihr Aussehen machten jedem Zweifel ein Ende. Aufjubelnd schloß ich sie in die Arme, und sie ließ es geschehen, daß ich ihren Mund mit Küßen bedeckte.

Die Winterkälte entriß mich dem Bonnerausch; ich fühlte, daß Martha in meinen Armen schauerte, zog ihr das Tuch wieder über den Kopf, nahm den Pelz um die Schultern, sodaß ich meine Else mit hineinhüllen konnte und führte sie langsam dem Hause zu. Aber als wir es erreicht hatten, lehrte ich wieder um, und sie folgte mir ohne Sträuben. Unser Glück war so unbegreiflich . . . wir mußten uns immer wieder sagen, daß es kein Traum sei.

Und dann kam die Vergangenheit an die Reihe. „Ich hoffte nicht mehr auf Deine Liebe und wollte mich nicht mehr darnach sehnen,“ gestand ich der Geliebten.

„Und ich war überzeugt, Du hättest mich vergessen,“ antwortete sie. „Wenn Du wüßtest, wie ich nach unserem Unglück auf ein Wort von Dir gewartet habe, Tag für Tag . . .“

„Ich habe nichts davon gewußt,“ fiel ich ein; „erst hier vom alten Bahldyl habe ich's erfahren. Ohne besondere Veranlassung an Dich zu schreiben, ließ mein Trost nicht zu. Du hattest meinen Abschiedsbrief nicht beantwortet . . . warum nicht, Martha? Ich ging so traurig von Dir fort, auf so lange Zeit . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Rathdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

St. Petersburg, im Februar.

Therese gnädige Frau,

Sie haben in Ihren letzten Zeilen an mich den Wunsch ausgesprochen, wieder einmal etwas über das Leben und Treiben der vornehmen Gesellschaft in der russischen Hauptstadt zu erfahren, und ich beileide mich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Bei Ihrem letzten Aufenthalte in Biarritz, während der „saison russe“, lernten Sie einige Repräsentanten der hohen russischen Aristokratie kennen und waren von den lebenswürdigen Umgangsformen, der ungeläuteten Eleganz derselben so eingenommen, daß Sie nun auch gern etwas von ihnen in ihrem Heim wissen wollten! Ich finde den Wunsch begreiflich, denn wenn man seine politischen Ueberzeugungen und Ansichten, mögen sie nun für oder wider diese Nation sein, einmal völlig bei Seite läßt und sie mit einem unparteiischen Auge betrachtet, so muß man gestehen, daß es im Salon kaum einen angenehmeren Gesellschafter geben kann, als den Russen, der sich von allen fremden Völkern mit seinem erstaunlichen Nachahmungstalent, welches das Vorbild oft übertrifft, gerade das angeeignet hat, was dazu beiträgt, den gesellschaftlichen Verkehr zu erleichtern und zu verschönern.

Vor allen Dingen noch einige Worte im Allgemeinen über das, was man hier in Petersburg „die Gesellschaft“ nennt. Wenn in Paris beinahe ausschließlich das Vermögen den Ausschlag über die Stellung giebt, die man in der großen Welt einnimmt, wenn in Berlin und Wien dagegen Name und Familie schwer in die Waagschale fallen, so ist es in Petersburg fast einzig und allein die Stellung, das Amt, die die betreffenden Familienmitglieder oder auch heirathsfähigen jungen Leute bekleiden, die sie von vornherein „positiv“ und ihnen ihren Platz in den vornehmen Circeln anweisen. Ausnahmen kommen natürlich hier wie überall vor, im Allgemeinen aber werden so, wie ich es eben that, die hervorragenden Kreise in den großen europäischen Metropolen am besten gekennzeichnet, die Besonderheiten, die aus dieser Ordnung der Dinge entspringen, am leichtesten verstanden und beurtheilt. Um z. B. bei Hofe erscheinen zu können, ist es unumgänglich notwendig, daß der betreffende Gatte oder Vater einen gewissen Rang einnimmt, sonst ist das Eldorado der Hofbälle, Empfangs-Abende, großen Courens zc. auch den Sprößlingen der ältesten und vornehmsten Adels-Geschlechter verschlossen. Eine Ausnahme davon machen nur die Offiziere, die als „Tänzer“ befohlen werden. In den großen Hofbällen erhält jedes der Garde-Regimenter eine bestimmte Anzahl von Einladungen, die dann unter die Offiziere der Reihe nach vertheilt werden. Das Recht, sich und die Seinigen bei Hofe vorzustellen, tritt beim Militär vom Obersten, im Civildienste vom wirklichen Staatsrath an aufwärts, in Kraft. In Folge dessen hat die Hofgesellschaft, wenn man sich so ausdrücken darf, ein demokratisches Aussehen wie in Berlin oder Wien, verliert aber entschieden an Eigenart und historischer Bedeutung. — Ihre Glieder wechseln eben zu häufig, tauchen auf und verschwinden dann wieder in dem Meer der Vergessenheit. So ist denn in Petersburg der „Reichtum“ nur die, freilich notwendige Zugabe, um die „Stellung“ zu halten und zu stützen. In Folge dessen kommt es wohl auch nirgends so häufig wie hier vor, daß man über die gegebenen Mittel hinauslebt und ein gänzliches Zusammenbrechen der Vermögens-Verhältnisse einem übertriebenen, luxuriösen Leben folgt. Dann ziehen sich die Betroffenen in die Provinz in irgend ein Landstädtchen, oder auf ein mühsam aus dem Ruin gerettetes Gut zurück, und die Wogen des großstädtischen Lebens schlagen in ungläublich kurzer Zeit über dem Andenken der unglücklichen Opfer ihrer „Stellung“ zusammen. Die große Welt ist eben eine Rabenmutter, die heute ihre Gänzlinge verhätschelt, morgen ihnen kalt den Rücken dreht und sie nicht mehr zu kennen scheint.

Es ist ein bunter Reigen von Bällen, Soirées, Concerten, Dilettanten-Theater-Aufführungen zc., den ich in meiner Erinnerung an mir vorüberziehen lasse, um Ihnen nur das Pikantere und Häßlichere herauszujuchen. Bis jetzt hat entschieden die Gräfin Kleinmichel den größten Erfolg mit ihrem kostümirten Balle gehabt, zu dem ungefähr dreihundert Personen geladen und erschienen waren, und auf welchem man eine Pracht und einen Luxus entfaltete, die an die Märchen von Laute und eine Nacht erinnern. Das Vestibül war in einen Tannenwald verwandelt worden, zwischen den grünen Bäumen hindurch schimmerten aus Eisblöden hergestellte Statuen, ein Heer von Dilettanten in Aniehofen, seidernen Strümpfen, Schnallenschuhen und gepuderten Köpfen bildete ein lebendiges Spalier, durch welches die Gäste hindurch in die, mit dem größten Geschmach ausgestatteten Salons schritten. Alle Völker der Erde in ihren verschiedenen Epochen und Trachten, waren hier zusammengedrängt; hier schritt der florentinische Edelmann neben einer Zeitgenossin des Verilès, dort tanzte ein reicher Vojare mit einer grasgrünen Spanierin, oder eine Rococo-Dame mit einem spanischen Granden, aus der Zeit Philipp II., hier scherzte eine Hofdame Franz I. von Frankreich mit Mephistopheles, dort tauschten aldeutsche Ritter, Vulgarinnen und ein lustiger kleiner Schmetterling geistreiche Witze mit einander aus, — kurz ich muß Ihnen gestehen, daß ich noch nie ein ähnliches Fest mitgemacht habe, auf welchem auch nur annähernd eine solche Pracht in den Kostümen, verbunden mit so viel historischer Treue entfaltete worden ist.

Eine sehr beliebte, alljährlich wiederkehrende Soirée ist das Concert, das im Ministerium des Aeußern zum Besten der Wohlthätigkeits-Anstalten der Großfürstin Alexandra Jolefowna von Jel. v. S. arrangirt wurde. Dieses Concert gestaltete sich trotz, oder vielleicht gerade wegen seines hohen Eintrittspreises zu einer Art von Rout, zu welchem tout Petersbourg erschien, um zu sehen, gesehen zu werden und nebenbei dem Ohre die herrlichsten Genüsse in Gestalt von Gesangsvorträgen einer Marcella Sembrich oder der von der hiesigen Damewelt vergötterten italienischen Sänger Masini und Cotogni, des berühmten Cellospielers Auer und mancher anderer Sterne am Himmel der Kunst, zu gönnen. Die prächtigen Säle des Ministeriums werden den Arrangements bereitwillig zur Verfügung gestellt, ja, der Herr Minister empfängt sogar selbst, sodaß das Concert ganz den Charakter einer Privatgesellschaft behält und doch ein erhebliches Sämchen abwirft; — je theurer, desto besser, denkt der Petersburger, und eine so angenehme Disposition des Geistes machen sich nicht nur diejenigen zu Ruhe, die einen wohlthätigen Zweck im Auge haben, sondern auch jeder Concertgeber, jeder auf den Brettern erscheinende Gast hält es für seine heilige Pflicht, in der russischen Hauptstadt

keine Ansprüche auf klingende Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen zu verdoppeln. Tu l'as voulu, George Dandin, tu l'as voulu.

Ein großer Hofball, zu dem Alles geladen war, was nur irgend Anspruch auf eine solche Einladung hatte, eröffnete die Reihe der Hoffestlichkeiten. Die herrlichen Säle des Winterpalais machen bei derartigen Gelegenheiten, mit der in ihnen sich bewegenden Menge eleganter und schöner Frauen, glänzender Uniformen und ordentlich gezierter Hoftrachten, stets einen überwältigenden Eindruck, der sich in feinen Details kaum beschreiben läßt. Eine beinahe asiatische Pracht tritt uns auf denselben entgegen, wir sind geblendet von dem Gefunkel der Edelsteine, die verschwenderisch über die Kleider der Damen ausgestreut sind und auf ihren Kalkschuhs, die nebst langen Schleiern zur offiziellen Hoftracht gehören, glänzen; wir bewundern voller Erstaunen die kostbaren Goldstickereien, die die Uniformen der Kammerjunker, Kammerherren, Hofmarschälle und der anderen Hofchargen so bedecken, daß kaum an einigen Stellen das Tuch derselben zum Vorschein kommt, und unter Auge erfreut sich an der wahrhaft fürstlichen Ausstattung der Räume, die von einem Lichtmeer erfüllt sind. Das Ganze bot einen feenhaften Anblick, wenn man sich auch vielleicht auf den folgenden, kleineren Bällen, den sogenannten bals de concert, bei denen die Gesellschaft eine ausgewähltere war und einen intimeren Charakter trug, und auf welchen besonders die Jugend mehr zu ihrem Recht gekommen ist, besser amüßet hat.

Ueber die Festlichkeiten, glänzenden Paraden, Diners u. s. w. zu Ehren des österreichischen Erzherzogs am hiesigen Hofe, haben Sie, gnädige Frau, sicherlich schon so ausführlich in Ihren Zeitungen gelesen, daß ich mir die Beschreibung derselben ersparen kann. Um Ihnen aber einen Begriff von dem Reichtum zu geben, der in hiesigen Kaufmannskreisen zu finden ist, will ich Ihnen nur noch einige Worte über einen großen Ball mittheilen, der vor einiger Zeit von einem der bedeutendsten Exporteure in der Raviarbranche, dem Herrn J., gegeben wurde. Die Damen der großen Welt fehlten natürlich auf diesem Balle, da die Kaufmannschaft hier noch schärfer, als bei Ihnen sich von den anderen Ständen absondert, dafür aber waren die Offiziere der tonangebenden Garderegimenter in ziemlich großer Zahl erschienen. Was man da an Brillanten, Perlen und anderen kostbaren Schmücken hat sehen können, gehörte schon beinahe in's Reich des Fabelhaften. Eine der anwesenden Damen, die Gattin eines reichen Kaufherrn, hatte z. B. auf ihrer Corsette eines Stückerlei von Brillanten, die ungefähr den Werth eines halben Wolga-Gouvernements repräsentirten. Zur Verzierung, die hier die Stelle des Cotillons vertritt, wurden den Damen goldene Armbänder, mit Edelsteinen besetzt, und höchst geschmackvolle, kostbare Fächer überreicht; — ein nicht unberächtliches Vermögen ist an diesem einen Abend von dem reichen Handels-herrn ausgegeben worden.

Noch einige Wochen lang wird sich jetzt Feste auf Feste folgen, in der letzten Woche vor den Fasten, der sogenannten Maslitsa, werden sogar die Vormittage zu Hülfe genommen werden, um dem Durst nach Vergnügungen Genüge zu thun; man wird von drei bis sieben Uhr auf einer Matinee tanzen, um am Abend wieder auf einem Ball oder im Theater zu erscheinen, bis mit dem Aschermittwoch eine pflichtliche, vollständige, aber wohlthuende Ruhe eintritt, und erst die Ostergloden werden die Gesellschaft dann wieder zu neuem Leben und Treiben erwecken. Ueber diese verschiedenen Phasen des gesellschaftlichen Lebens werde ich mir erlauben, Ihnen gelegentlich später Bericht zu erstatten. Bis dahin lasse ich Ihnen, nach guter, russischer Sitte, Ihre schönen Hände und rufe Ihnen zu: Doswidanio — auf Wiedersehen!

E. Williams.

Rathdruck verboten.

Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien.

Von Jakob von Falck.

II.

Mit vier Abbildungen nach Photographien.

Eine große Zahl und besonderer Schönheit stellen sich uns die zierlichen Herren und Damen der Rococo-Zeit vor. Die Zierlichkeit paßt freilich nur auf jene, denn die weit aufgeblähten Röcke der Damen über dem mächtigen Keitrode tragen eher den Charakter der Großartigkeit; aber der eng geschnürte Leib, die Watteau-Schleppe, der zarte, gestreifte oder geblümte Stoff bringen uns jene Frauengestalten in Erinnerung, da wenigstens Kopf und Hüfte so klein und eng wie möglich sein sollten, ganz im Gegensatz zu der unmäßigen Ausdehnung der unteren Hälften. Eine ganze Reihe mit eisernen Schienen gefesteter Corsets, überspannt mit blumigem oder spizenbesetztem Stoff, führt uns die Herrschaft der Schnürbrust lebhaft vor Augen. Die Schnürbrust mußte fallen, und die Weite des Rodes sank wieder zusammen, wie ein geplatzer Ballon, als die französische Revolution mit den Moden und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts brach, und die Republik griechische Kleiderformen, griechische Freiheit und griechischen Faltenfluß einführen wollte. Es gelang nur zum Theil, nur bei den Frauen. Das Kleid kam wieder in ruhigen Fall ohne alle künstliche Aufblähung, die Taille rückte hoch hinauf, die hohen Stüchel der Schuhe wichen sandalenartiger Fußbekleidung, lichte, blasse, weiße Stoffe traten an die Stelle der bunten. Auch von diesen Moden, welche sich in der Zeit des Kaiserreiches vollendeten, zeigt die Ausstellung charakteristische Beispiele.

Inzwischen war die Männerkleidung einen anderen Weg gegangen. Aus der Zeit des Rococo sind eine Fülle jener kostbaren Frackröcke, Westen und Aniehofen vorhanden, welche an den Mäandern, Taschen und Nähten mit zierlichster Blumenstickerei besetzt sind, größtentheils Pracht-Exemplare ersten Ranges vom Hofe Maria Theresia's, ausgezeichnet durch Geschmack, Effect und vollkommene Arbeit, meist einfarbiger oder gestreifter Sammet mit Seide, Glasstückchen und Flieder inmitten der Stickerei. Wie nun die Zeit erfuhr wird, und die Revolution auch mit dieser Pracht in's Gericht geht, so sieht man, wie die Farben sich ändern, trübe, schmutzig, wirkungslos werden, wie all die bunte Fierde abgelegt wird. Man kann das an den Beispielen der Ausstellung von Ludwig XIV. an, bis zu den lederbraunen, bonteilengrünen, chokoladefarbenen Röcken, mit den hohen Kragen im Nacken, mit denen das achtzehnte Jahrhundert schließt, recht gut verfolgen.



Frackrock mit Weste aus der Zeit des Rococo.
Aus der Kostüm-Ausstellung



Rock und Justaucorps (Brocat mit Blumenstickerei) aus der Zeit um 1700.
im Oesterreichischen Museum zu Wien.

Wie aber, trotz der Umwälzung, welche die französische Revolution im Gange der Moden hervorgerufen hat, dennoch so Vieles von den Schöpfungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiet des Kostüms sitzen geblieben, das erkennt man an den Volkstrachten, von denen insbesondere diejenigen aus den Alpen, sowohl in vollständigen Kostümen, wie in Sammlungen von Hüten, Hauben, Jacken etc., reiche Vertretung gefunden haben. Es ist nun wohl anerkannt, daß die sogenannten Volkstrachten erstarrte Moden sind, zumeist allerdings verschiedener Zeiten, und auch nicht ohne Veränderungen von oftmals bäuerlich-grotesker Art und zuweilen von seltener Geschmacklosigkeit. Das kann man nicht besser erkennen, als an einer ganzen Sammlung von Filzhüten, grünen, schwarzen und weißen, aus den Tiroler Thälern, welche trotz ihrer Verschiedenheit, trotz ihrer Abnormität doch alle in dem schlaffen Filzhute des dreißigjährigen Krieges ihre Ur- und Stammform besitzen. Es ist lustig anzusehen, was Alles Zeit und Ungeschmack daraus gemacht haben, welche Ungeheuer von Kopfbedeckungen daraus hervorgegangen sind. Und ähnlich ist es mit den bairischen und oberösterreichischen aus Gold- und Silberfäden und dergleichen Draht und Spitzen, die alle erst entstehen konnten, als die Metallspitze erfunden war. Diese Kiegelhauben, Flügelhauben, Radhauben gehören durchgängig den bürgerlichen Frauen der Städte, während jene Filzhüte und ihres Gleichen von der ländlichen Bevölkerung getragen wurden, daß noch Vieles übrig geblieben, nur meist verkleinert, wenn nicht zierlicher, doch zäher.



Kostüm eines Croaten aus der Ugramer Gegend.

find die nationalen Kostüme vertreten, d. h. diejenigen, welche nicht besonderen Thälern, Städten, Orten oder Landschaften angehören, sondern besonderen Volkstämmen zukommen. Man kann an ihnen entlang eine kleine Reise durch die Welt machen. Ehe wir aber diesen Gang beginnen, — er soll nur kurz sein, — müssen wir noch einer ganz besonderen Zierde unserer Ausstellung gedenken, einer Anzahl von Kostümen, bei welchen das historische Interesse noch größer ist, als das nationale.

In der berühmten Schatzkammer des Fürsten Eszterhazy, welche sich auf dem hochgelegenen, schwer zugänglichen Schlosse Fochentstein bei Eisenstadt befindet, haben sich siebzehn Gewänder erhalten, von denen die meisten dem siebzehnten Jahrhundert angehören, eins aber, eine bereits erwähnte Schabe des Königs Matthias Corvinus, noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, ein anderes, von besonders schönem, gemustertem Goldstoffe, aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Unter

den späteren befinden sich der Rock und der Mantel von gelbem Brocatstoff, welche Kaiser Leopold bei seiner ungarischen Königskronung im Jahre 1655 trug, dann ein langer, lastenartiger polnischer Rock von lachsrother Seide, mit welchem König Johann Sobieski nach der Niederlage der Türken 1687 in Wien einzog. Die übrigen alle waren Prachtgewänder der Fürsten Paul und Nicolaus Eszterhazy, welche für Festlichkeiten bestimmt waren, oder Brauttröde ihrer Gemahlinnen, sämtlich überaus reich in Gold und Silber überstickt, oder mit dergleichen Spitzen überzogen, oder mit schweren Ornamenten von Korallen und Perlen und mit Knöpfen und Säckchen und Agraffen in feinsten Schmelz- und Filigran-Arbeit verziert, somit alles Gegenstände von mannigfachstem und in ihrer Art von höchstem Interesse. Bisher fast unbekannt und streng behütet und wohlverwahrt und erhalten, hatte doch der Fürst Nicolaus die Liebeshwürdigkeit, sie sämtlich unserer Ausstellung zu leihen.

Den kurzen Gang, den wir durch die nationalen Trachten der Welt machen wollten, beginnen wir nunmehr mit China und Japan. Eine nicht große, aber kostbare Sammlung von Gewändern und ganzen Kostümen repräsentiert uns diese wunderlichen Völker auf's Beste. Da stehen sie vor uns, die Mandarinen, mit ihrer reichen Kleidung und all' dem eigentümlichen Schmuck ihres Ranges! Leibhaftig sehen wir sie noch, diese japanischen Damen, in ihrer sonderbar geformten, um die Füße wallenden Kleidung, welche sie heute so gern ablegen, um sie mit europäischer Mode zu vertauschen! Welche helle Farbenpracht! Und doch, welche Harmonie bei allem Reichtum und aller Kühnheit der coloristischen Zusammenstellungen! Welche Geschicklichkeit in der Technik, welche schönen, reizenden Effekte, und doch, welche Bizarrie! Merkwürdige Völkerschaften, so voll ererbten Schönheitssinnes nach der einen Seite und nach der anderen wieder so viel Mißgestalt und Häßlichkeit!

Bevor wir uns von China weiter begeben nach Indien, nicht über den Himalaja, wohl aber die Treppe hinauf in den ersten Stock, statten wir einen Besuch bei den Malanen auf den Sunda-Inseln ab. Auch diese Völkerschaften sind nicht vergessen, so wenig wie Indianer, Neger und andere Rassen

und Völker der Inseln des Ozeans, desgleichen Amerika's, Afrika's und Australien's. Sie bilden eine eigene Abtheilung mit zahlreichen Gegenständen, welche dem überaus reichen Depot des naturhistorischen Hof-Museums in Wien leihweise entnommen wurden. Sie bieten den Vortheil, außer dem ethnographischen und kostümlichen Interesse, daß sie noch nie zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt waren, daher auch den Bewohnern Wien's völlig neu sind.

Die Völker Indien's, Hoch-Asien's, Persien's u. bis herwärts zur Straße der Dardanellen, lernen wir auf einem Wege um die oberen Arkaden kennen. Wir beginnen rechts mit den durchsichtigen, goldgewebten oder goldgestickten Kostümen indischer Frauen, denen Männertrachten folgen von Seide, reich bestickt mit Seide, Gold und dazwischen, mitten in der blumigen Stickerei, verziert mit eingestrichelten kleinen Scheiben von Spiegel-

reizvoller Anblick, der das Auge gefangen nimmt und gleichzeitig so viel geistige Interessen bietet, daß er nicht ohne tief gehende Nachwirkung bleibt.

Nachdruck verboten.

Herbst-Sonnenschein.

Skizze von Celeste von Hippel.

Sie saß am offenen Fenster des dritten Stockwerkes eines Hinterhauses der Lüchowstraße in Berlin. Ein goldener October-Sonnenstrahl zauberte unten auf den engen, feuchten Hof ein Streifen Licht und Wärme. Wie Spanien zusammengedrängt,

geführt. Sie trafen sich ganz zufällig in romantisch grotesker Klamm, sie fühlten gemeinsam ihre Kleinheit solch überwältigender Gotteschöpfung gegenüber. Dennoch versuchten sie, das Wunder zu fixiren mit Pinsel und Farbe; sie malten täglich in der einsamen Klamm, wo tief unten die Wasser brodelten und brausten und mit lautem Rauschen das leise Menschenwort überdünnten. Er war ein stattlicher Sohn des Nordens, des meerumspülten Scandinaviens, ein Bild reifer Manneskraft, selbstbewußter Festigkeit. Nur so einer konnte ihr, der in sich Fertigen, imponiren; ihr, die sich die langen, langen Jugendjahre herb in sich abgeschlossen und mit männlichem Geiste ihren beschwerlichen Weg durch's Leben gebahnt, Selbständigkeit, das war von jeher ihr Können gewesen, Unabhängigkeit von den jämmerlich kleinen Menschen! — Der Schwede mit dem rötlichen Vollbart und den zwingenden, stahlblauen



Quintett. Von E. Glückh. — Siehe Seite 55.

Photographie-Verlag von J. Köny in Wien.

glas. Weiterhin, den großen Sammlungen des Hofburg-Theaters entnommen (selbstverständlich Originale, nicht Theater-Kostüme), betrachten wir uns die bunten Gewänder der Bewohner von Boshara und Samarland, ein Gemisch nach ihrer Art von indischer Ornamentik und jener der Steppenbewohner, nicht ohne Anklang an altarabisch-mohammedanische Muster. Ein paar vornehme Perler-Kostüme fesseln unseren Blick durch ihre reiche Verzierung, während die Fischeressen in ihren weißen Röcken und weißen Pelzhauben die einfache, aber vornehme Noblesse vertreten. Die Bewohner Syrien's, Palästina's, die Beduinen finden ihre Vertretung in einer anderen Gruppe, alle gemeinsam gekennzeichnet durch die Ornament-Motive des arabischen Burnus'. Mit einem türkischen Kostüm aus Smyrna schließt diese asiatische Abtheilung.

Es folgt sodann Afrika, nicht das Land der Negerstämme, sondern der mohammedanische Norden, Aegypten, Tunis, Marokko. Es sind merkwürdige Figuren darunter, ein tunesischer Bauer mit schwerem Mantel und einem Strohhut von Riesengröße, dem gewaltigsten auf der ganzen Ausstellung, sodann ein seltenes marokkanisches Kostüm, dasselbe, welches der berühmte Afrika-Reisende Oscar Lenz auf seiner Fahrt und bei seinem Einzuge in Timbuktu trug.

So empfängt denjenigen, der das Museum betritt, um diese eigenthümliche Ausstellung zu sehen, ein überaus schöner und

hellen auf diesem hellen Fleckchen die kleinen Kinder aus der dumpfen Kellerwohnung und redten, lichtdürstenden Sonnenblumen gleich, die elenden, bleichen Gesichtchen nach dem blauen Himmel. Sie dort oben am Fenster sah davon nichts; was war der einsame Sonnenstrahl im Vergleich zu der Fluth von Sonne, die sie noch vor Kurzem in reichster Fülle umwoog!

In Verchlesgaden war's gewesen, — der blaue See hatte gemunkelt und geblüht wie schimmernder Edelstein, die Felsen an seinen Ufern hatten geleuchtet vom lichten Grau bis zum tiefsten, gesättigten Violett, die Matten dem vor Entzücken trunkenen Auge sanften Ruhepunkt geboten, und der hohe Waymann mit dem ewigen Schnee hatte ernst emporgedeutet zum lachenden Himmelsblau. Das war begeisternd gewesen; ein Hochgemuth für das suchende Malerange, eine reiche Ausbeute für die schaffende Künstlerhand. Aber noch Schöneres, Herrlicheres hatte die Septembersonne beleuchtet! Die Sennerin jodelte:

„Und der Mensch braucht' a Herze,
Dem er sa's kann vertrau'n!“

Das hatte wiedergehallt in der Brust derer, die da oben am Fenster träumend saß. Sie, die fünfunddreißigjährige, kühl Empfindende, hatte sich von Herbstsonne und Liebeszauber umspinnen lassen, wie ein liebegläubendes Kind von achtzehn Sommern. Er war Maler; die Kunst hatte sie zusammen

Augen, aus denen ein energischer, fester Charakter sprach, war der erste, der sie verstanden hatte; der stand hoch, hoch über ihr, jauchzend gestand sich's ihr reines, unberührtes Herz. Und er? Er hatte sie geücht Tag für Tag, seine kühle, ablehnende Zurückhaltung wandelte sich in ihrer Nähe zu warmer, vertraulicher Herzlichkeit. Er nahm das lebhafteste Interesse an ihren Schöpfungen, die das Gepräge ihrer innersten Herzstimmung trugen, — märchenhaften, verklärenden Herbstsonnenschein! Wie hatte sie solche Gespräche geführt, wie mit dem genial schaffenden Meister; die Welt mit ihren Mißlingen, mit ihrem kleinlichen Getriebe lag tief, tief unter ihnen; sie schöpften aus dem Born ewig sich erneuernder Naturschönheit, aus allem Guten, Großen. So hatte sie sich das Ideal des Lebens gedacht. Und beim Abschied? Da hatte er ihre Hand in der seinen gehalten und mit bewegter Stimme gebeten: „Und wenn ich nun schreibe, dann antworten Sie mir bald, recht bald!“ Jetzt war auch er daheim in der nordischen Küstenstadt am zerklüfteten, malerischen Fjord, jetzt gedachte er vielleicht ihrer, jetzt schrieb er vielleicht das befehlende, erlösende Wort!

„Mottide,“ ertönte da die besorgte Stimme der Mutter, „Mottide, Du wirst Dich erkälten am offenen Fenster, — die Herbstluft ist so kühl!“

„Mama,“ fuhr die aus ihren Träumen jäh aufgeweckte Malerin auf, „ich bin wirklich alt und verständig genug, das

selbst beurteilen zu können. Wenn Du mich nur mit Deiner übertriebenen Kengstlichkeit verzeihst!"

Die Mutter zog fröstelnd das Tuch enger um die zarten Schultern und blickte schmerzlich auf die kluge, selbständige Tochter. Es ist wahr, tadellos war das Mädchen in ihrer Begabung, ihren Leistungen; aber anscheinender, spendender Liebe hatte sie nie bedurft, die hatte sie nie gezeigt. Und wie sehnte sich die alte, einsame Frau danach, Sie hatte es längst nicht mehr gewagt, ihre eigene warme Liebe kund zu thun, aus Angst, jenem erstarrten, abweisenden Blicke zu begegnen, der ihr wie ein scharfer Messerschnitt das müde Herz verwundete.

Klotilde schloß mißmuthig das Fenster und trat in die dunkle Stube. Es war so schön in jenen leichten Gedanken-Regionen gewesen; warum mußte die eigene Mutter sie wieder in die nüchterne Alltäglichkeit herabziehen? Schon gestern, als sie in einer vertraulichen Dämmerstunde ihr übervolles Herz der Mutter ausgeschüttet und von dem gesprochen, was sie erlebte, und sich selbst verrathend, angedeutet, was sie von künftigen Tagen erhoffte, — da hatte jene die feimende Zukunftsblüthe mit dem Mißtrauen des Alters angehaucht und warnend geredet: „Hat er's auch wirklich so gemeint, wie Du Dir's deute? Was's am Ende nicht nur Dein Geist, Deine Kunst, die ihn fesseln?"

Sie, die Scharfblickende, Gezeigte sollte sich wie ein un-mündiger Bachschiff etwas einbilden, sollte sich täuschen, — unmöglich!

Frühmorgens, an einem der nächsten Tage, kam ein Brief aus Schweden, der liebe, ersuchte Brief! Jitternd vor innerer, jubelnder Erregung, erdröhend, hastig, öffnete Klotilde das bedeutsame Kleinod. — Zeichenblat, einer Ohnmacht nahe, ließ sie den Brief, nachdem sie ihn gelesen, in ihren Schoß fallen. „Was ist?" fragte die zum Tode erschrockene Mutter.

„Nichts, Mama," erwiderte fast feindselig Klotilde, „eine unangenehme Nachricht, es geht vorüber!" Müde stand sie auf; müde, als ob Blei in ihren Gliedern läge, ging sie nach dem Atelier, das eine Viertelstunde entfernt von ihrer Wohnung lag. Das Malen gelang heute nicht, ein Schleier lag vor ihren Augen. Dampft vor sich hinbrütend, sah sie den ganzen Morgen da und starrte auf die ungeligen, grausamen Zeiten! O Gott, die Mutter, sie hatte recht gehabt; die Kunst, ihr großer, hochstrebender Geist hatten ihn gefesselt, nicht sie selbst, nicht ihr übervolles, liebglühendes Herz! Er dankte ihr für Alles, was sie ihm gewesen in schwerer Zeit, daß sie ihm dieselbe zu einer unvergänglich genussreichen gemacht, daß sie ihn emporgeloben durch ihre ideale Lebensanschauung! Er war heimlich verlobt, unüberwindlich schien die Abneigung der Eltern seiner Braut gegen eine Künstlerin, — da hatten seine sonnen-durchglühenden Skizzen einen wunderbar mächtigen Eindruck auf die Widerstrebenden gemacht; er hatte wider Erwarten die lang-ersehnte Berufung als Professor an die Akademie in Stockholm erhalten, und die heißgeliebte Braut war sein! „Danke, tausend Dank," schloß er, „meine theure Freundin, ohne Sie hätte ich nicht so malen können!"

Mechanisch las Klotilde immer wieder auf's Neue seine Worte. Ja, er war glücklich, er konnte das Sonnenleben weiter leben in hehrem, ungetrübtem Glanze, — und sie? So namenlos unglücklich war wohl noch nie ein Mensch gewesen! O, wie leuchtete ihr Herz nach einem Tröpfchen befeuchtender, sonniger Liebe. Nur einmal glücklich sein, einen einzigen Tag; nur einmal ihre Arme schlingen, fest, unlösbar, um ein Wesen, das sie ihr eigen, ganz ihr nennen durfte, dem sie sich hingeben konnte, wie ein demüthiges, vertrauendes Kind. Aber nein. Sie mußte immer geben, sie mußte Allen rathen. Sie war die Unfehlbare, die von allen Menschen ausgenutzt und dann mit huldvollem Kopfsinken freundlich entlassen wurde. Also auch ihm war sie die Spendende, Helfende gewesen, natürlich! Daß auch sie ein Herz habe, ein fühlendes, sehndes Mädchenherz, dem er Alles gewesen, Sonne, Licht und Leben, daran hatte er in seinem blinden Egoismus nicht gedacht. Nur mit sich selbst, nur mit seinem Glücke war er beschäftigt gewesen, und sie hatte wie ein thörichtes Kind an seine Liebe zu ihr geglaubt, hatte geträumt von „großem, künftigen Glück!" O, es war unerträglich, verzweiflungsvoll. Sie schlug die Hände vor die Stirn, sie preßte den Kopf an die Wand, bis sie vor Schmerz laut aufschrie. Warum, o warum mußte sie leben! Wie im Traum ging sie nach Hause, wie im Traum durchlebte sie die nächsten Tage. Sie war gar nicht mehr sie selbst, sie war ein fremdes, kaltes Etwas, das sich automatisch durch die Anforderungen des Lebens hindurch haspelte.

Die alte Mutter verzehrte sich vor Angst und Sorge; sie lag auf den Knien in heißem Flehen zu Gott für ihr Kind, sie harrete von Tag zu Tag auf Besserung, sie umgab geduldig und still täglich auf's Neue die Leidende mit zartfühlender Pflege und Sorgfalt! — Eines Tages ging Klotilde früher als sonst vom Atelier zurück; das Geschwäg ihrer Schülerin war ihr unerträglich, ihr Kopf brannte, der Schleier vor ihren Augen war dichter als je. Geistesgegenwärtig wandelte sie am Kanal entlang, in sich versunken, grübelnd über ihr namenloses Elend. Da sagte eine leise Stimme:

„Ach, liebste Fräulein, bitte, helfen Sie mir." Dämmernd blickte Klotilde auf. Ein blaßes junges Mädchen sah auf der Bank unter dem herblich bunten Blätterdache des Ahorns am Ufer des Kanals. Sie streckte Klotilden hilfesuchend die Arme entgegen.

„Womit kann ich Ihnen helfen," sagte diese müde.

„Ach, ein unmüher Junge hat mir die Krücke von der Bank-lehne fortgenommen und in's Wasser geworfen; sie schwimmt wohl schon am Zoologischen Garten, und ich sitze hier fest! Bitte, bitte, führen Sie mich nach Hause, 's ist nicht weit."

Klotilde trat herzu. Die zarte Gestalt hing sich an sie.

„Ach, wie gut thut's, sich auf so starken Menschenarm zu stützen und nicht auf das alte trodne Holz. Der liebe Gott hat Sie gerade zur rechten Zeit geschickt, all' die Anderen raunen so schnell, als ob sie Eile hätten, da mocht' ich nicht bitten. Halt," sagte sie, sich bückend, „noch ein paar Blätter von meinem Ahorn als Abschiedsguß, die bring' ich meinem Mütterchen; kann's wohl was Schön' res geben, als die purpur und goldig glühende Herbstpracht?"

Düster schaute Klotilde vor sich nieder.

„Warum sitzen Sie denn hier draußen so allein?" fragte sie die mühsam an ihrem Arm vorwärts Hinkende.

„Meine Mutter giebt seit Vaters Tode Unterricht an der Kunstgewerbeschule, da ist's denn gar dumpf und einsam in der dunklen Winterstube für mich. Schickt nun der liebe Gott warmes Wetter oder gar hellen Sonnenschein, dann hin! ich mit meinem Strickzeug hierher, hier giebt's Menschen die Hülfe und Hülfe."

„Sind Sie schon lange lahm?"

„Seit meinem zwölften Jahr; mein Bruder stieß mich die Treppe hinab, da brach ich den Hüftknochen."

„Wie schrecklich! Sie müssen sehr unglücklich sein!"

„Nicht doch, ich hab' ja noch mein Mütterchen, wie kann man da unglücklich sein! Zuerst freilich hab' ich manchmal recht bitterlich geweint, wenn ich die anderen Kinder so fröhlich umherlaufen sah und selbst so arge Schmerzen hatt'! Aber nach und nach gewöhnt' ich mich d'ran. Mütterchen sagte immer: 's Leiden hat auch sein Gutes! 's geschieht nichts von ungefähr, der liebe Gott hat's gut mit dir im Sinn, daß nur recht auf, was er dir Alles schenkt, und was er von dir haben will, da wirst du gar viel Schönes lernen und erfahren. So paßte ich denn auf, und richtig, das erste Gute von meiner Lahmheit war, daß mein Bruder, der ein wüster, jähzorniger Vurche gewesen, seit dem Unglück wie umgewandelt wurde, still und fleißig; jetzt ist er ein tüchtiger, ordentlicher Mensch. Sie können nicht glauben, wie glücklich ich damals war, als ich die gute Folge meines Unfalls sah; die Rettung eines lieben Menschen von bösen Wegen wiegt schon das bische Leiden auf! Dann lernte ich gut handarbeiten; die Kinder all' aus dem großen Häuferviertel, wo wir wohnen, machten ihre Weihnachtsarbeiten bei mir, und für Kuppenkleider," schloß sie heiter lachend, bin ich weit und breit berühmte!"

Klotilde hörte athemlos zu, eine Welt der Liebe, der Genügsamkeit that sich ihr auf, die ihr auf ihrer stolzen, einsamen Höhe verhallt gewesen!

„Ich kann," fuhr die Lahme fort, „gar nicht dankbar genug sein, wie gut mir's immer ergangen! Wenn ich unter meinem Ahorn sitze und die Vorübergehenden anschau, dann wundere ich mich oft, wie wenig vergnügte Gesichter man sieht. Der eine blickt bitterböds d'rein, der Andere, als ob er sich zum Sterben langweile. Dort geht eine mit rothgewocinen Augen, hier eine gepupst, mit frechem, gottlosem Geräch. Der rennt, daß ihm der Schweiß von der Stirn tropft, jener schleicht kummervoll einher, als ob er nicht mehr weiter könnte. Und keiner schaut auf den Andern und nach dem blauen Himmel und auf die schönen Bäume. Da hab' ich's doch besser, ich sitze so bequem wie eine Prinzessin unter meinem Thronhimmel und lasse die bunte Welt vorüber marschiren; die Vögel kommen zuträulich zu mir heran, ich hab' meine Freude an jedem Sonnenstrahl, und manch eine hat sich auch schon zu mir gesetzt, hat mir ihr Leid anvertraut und ist dann zufriedener weiter gegangen. Das dank' ich wieder meiner Lahmheit!"

Sie waren zu Hause angelangt. Erdböpft sank das Mädchen in den Lehnstuhl.

„Nun ist's für dieses Jahr mit der Sommerfrische aus!"

„Warum denn?"

„Meine Krücke ist ja fort!"

„Aber kaufen Sie sich doch eine neue!"

„Oh, die ist ja kostspielig; was Mutter und ich verdienen, und was mein Bruder schießt, reicht grade für's tägliche Brod. Aber passen Sie auf, der liebe Gott wird mir schon wieder zu einer neuen verhelfen, wenn's an der Zeit ist. Warten hab' ich gelernt!"

Klotilde umarmte bewegt die Kleine und verließ hastig die Stube. In ihrem Innern wogten nie gekannte weiche Regungen. Ahnend verstand sie das ihr sonst unbegreifliche Psalmwort: „Ich danke Dir, daß Du mich demüthigst und hilfst mir." Sie setzte sich unter den Ahornbaum, der Schleier vor ihren Augen löste sich. Thränen tropften leise in ihren Schoß, lautlos im klaren Herbstsonnenschein regneten die goldenen Blätter auf sie herab. Da tippte ein kleiner Junge sie an.

„Du, hier ist ein Groschen aus meiner Sparbüchse, kauf' dem lahmen Mädchen eine neue Krücke dafür!"

„Danke, danke mein Kind; wie hieß denn der unartige Junge, der sie ihr nahm?"

„'s war der Sohn vom reichen Holzhändler Fritsch."

Ach, der wohnte ja bei ihnen im Vorderhause! Mit schnellem Entschluß erhob sich Klotilde, das Traumleben war abgeköttelt, ein neues, wirkliches, mit dem Blick in sich und um sich sollte beginnen; das lahme Mädchen ward ihre Lehrmeisterin, viel, viel war im Herbst ihres Lebens nachzuholen, damit er zum klaren, leuchtenden Sonnenschein werde! — Sie ging zum Holzhändler; er war mit Freunden bereit, den Schaden zu ersetzen, er that noch mehr, er nahm das lahme Mädchen und ihre Mutter in's Haus, daß sie dem mütterlichen, wilden Sohn getreue Hüterinnen wurden! — Klotilde eilte heim. Gottlob, sie hatte noch ein Heim, ein Mutterherz! Die Mutter kam ihr entgegen, ein Strahl des Herbst-Sonnenscheines fiel schräg auf ihr liebes, vergämtes Gesicht. Mein Gott, wie abgehärt, wie leidend sah sie aus.

„Mutter!" Liebeüberströmend, hilfesuchend löste sich dieses eine, alles in sich fliehende Wort von Klotildens Lippen, als sie ihren Kopf an der treuen Brust barg.

„Mein heißgeliebtes Kind!" wünte es leise zurück.

Mutter und Tochter hatten sich gefunden! Von jenem sonnigen Herbst an begann ein Liebesleben für Klotilde, das Wintersturm und Unglücksnacht siegreich überwand; denn es verlangte nichts für sich, es wurzelte im fröhlichen, demüthigen Schaffen, im Vergnügen und Vereichern Anderer!

Nachdruck verboten.

Literarische Plaudereien.
Zur literarischen Bewegung in Italien.
 Von Siegfried Samosch.

Als ich vor einigen Jahren an einem Winterabend mit meinem langjährigen Freunde, dem hervorragenden italienischen Novellen Dichter Salvatore Farina durch die nebelersfüllten Straßen Berlins wandelte, war ich einigermaßen erfreut, aus seinem eigenen Munde zu hören, daß es ihm auch in der rauhen, unfreundlichen Jahreszeit recht gut in Berlin gefalle. Und als ich ihm weiterhin mein Bekümmern darüber ausdrückte, ließ er den Unterschied zwischen den klimatischen Verhältnissen Norddeutschlands und seiner italienischen Heimath in vollem Maße gelten. Was ihm bei uns so wohl gefiel, war das eindringende Verständnis, das gerade in der deutschen Reichshauptstadt Freunde der italienischen Literatur seinen Schriften entgegenbrachten. Diesen Freunden und den noch zahlreicheren Freundinnen wollte er in einer öffentlichen Vorlesung sein damals noch nicht als Buch erschienenen Werk, „Don Chisciotto", — inzwischen hat er vor einigen Wochen in Berlin auch einen Theil seiner jüngsten Erzählung: „Pa' forte doll' amore?" vorgelesen, — zum Theil wenigstens vortragen. Eine stattliche Zuhörerschaft lauschte denn auch im Berliner Architekten-Hause den seltsamen Abenteuern Don Chisciotto's, der zwar nicht von dem Ritter von der traurigen

Gestalt, der unsterblichen Schöpfung des Cervantes, unmittelbar abstammt, dafür aber manchen Zug aufweist, der uns selbst eigenhümlich ist, jedoch wir unwillkürlich an Giuseppe Gioi's Satire erinnert werden, in der er dem Freunde Girolamo Tommasi berichtet, wie seine Gedichte entstanden sind:

„Versteinert stand ich; den Familienzug
 In meinem Antlitz wünsch' ich zu verdecken.
 Bis dann hervor aus Schmerz und Zorn und Schrecken
 Ein Lachen schlüß!"

Wie alle echten Humoristen führt auch Salvatore Farina die Thräne im Wappen. Daher weht uns aus den Abenteuern und Erlebnissen Don Chisciotto's ein Hauch der Schwermuth, der Behmuth über ein verlorenes oder nie genossenes Jugendglück entgegen, der dem Buche einen besonderen Reiz verleiht. Von dem Werke selbst liegt in der von Julius Rodenberg herausgegebenen „Deutschen Mundschau" bereits eine vortreffliche Uebersetzung vor, in der wir zu unserm Bedauern nur die charakteristische Einleitung vermissen. „Freundlicher Leser," lautet dieselbe, „dem ich seit so vielen Jahren mit lauter Stimme erzählen will, was die Seele mir insgeheim zusüßert, freundlicher Leser, wenn du nicht der Eine bist, den ich mir denke, dann wirst du von diesem Buche nichts verstehen. Du bist auf der Strafe, und zwar nicht bloß einmal, dem Helden meiner Erzählung begegnet, aber du hast gar nicht darauf geachtet. Vielleicht ist auch in dir, gemäß den Behauptungen der modernen Wissenschaft, in einem Winkel des Gehirns ein Embryo, der dazu bestimmt ist, in Zukunft einmal Helm und Kürsch von Papiermaché zu tragen. Aber fürchte dich nicht, denn dies zu beurtheilen liegt den Nachkommen ob, während du die Freiheit bewahrst, eine Person nicht zu verstehen, von der ich kaum die Gesichtszüge entworfen habe, indem ich jene, nur wenig mit Pappgebeißel und mit Gerechtigkeitsgefühl ausgestattet, ausschwärmte ließ. Von den Trödlern der heutigen Literatur wirst du besser bedient, als ich es mir gestatten darf; die Personen, denen du auf den Seiten deiner geliebten Bücher begegnest, haben bestimmte, so originelle Facetten, daß man sie nicht einmal zu einem Ganzen zusammenfügen kann; dagegen sind sie vollständig bekleidet und wohnen in Zimmern, die mit Möbeln und Theorien ausgefüllt sind. Bei diesen Personen findest du deine Rechnung; du kannst deine Seele in eitel Dunst oder in Gähnen aufgehen lassen, auch verlierst du nichts dabei; denn du lehrst mit der früheren Gemüthsruhe zu dir selbst zurück, wie aufsergewöhnlich auch die Neurose sein mag, welche die menschlichen Documente deiner Lieblings-Schriftsteller mit Trauer erfüllt. Mein Don Chisciotto ist dagegen einfach ein guter Junge; er ist vor einiger Zeit in meinem Herzen entstanden und immer dort geblieben; auch jetzt, wo ich ihn in die Welt hinauschaide, bin ich gewiß, daß er eines Tages wiederkehren wird. Er ist aber nicht bloß in meinem Herzen entstanden und lebt daselbst, sondern auch im Herzen vieler, die es heute noch gar nicht wissen. Don Chisciotto wird diesen, — es sind nur wenige, — lebendiger erscheinen, als alle die geräuschvollen Personen des heutigen Romans. Dir nicht, freundlicher Leser, weil du stets nur ein geringes Verständnis bekundet hast und diesmal gar nicht verstehen wirst..."

Diese Einleitung verdient, ihrem vollen Wortlaute nach mitgetheilt zu werden, weil sie gewissermaßen das künstlerische Glaubensbekenntniß Salvatore Farina's enthält, der nicht mit dem Verstande ausgefüllte Figuren in seinen Erzählungen vorführt, auch nicht mit den documents humains der naturalistischen Schule in Frankreich Gögendienst treibt, sondern aus seinem innersten Herzen schöpft. So erklärt sich die Fülle von Gemüth, die sich in allen Büchern Farina's findet und ihn als einen Geistesgenossen Dickens' erscheinen läßt, mit dem er auf literarischem Gebiete eine unauflösbare Verwandtschaft zeigt. Köstlich ist die harmlose Ironie, mit der er sich an den freundlichen Leser wendet, dem er in Wahrheit ein weit größeres Verständnis seiner Eigenart zutraut, als er in der Einleitung zugiebt. Ein Meister der Selbst-Ironie, von der Don Chisciotto vom Anfange bis zum Ende vollgültiges Zeugniß ablegt, vermag Salvatore Farina den Leser um so sicherer zu fesseln, als er ihm in seiner zielbewußten Satire Abneigung gegen seine Kunstübung und Vorliebe für die moderne naturalistische Richtung mit ihrer sich in das Nebenächliche, in das Unbedeutendste verirenden Kleinmalerei zuschreibt. Wir lernen in jenen naturalistischen Schilderungen bis auf's geringfügigste Detail die Einrichtung der Zimmer kennen, in denen die verschiedenen Figuren sich hin und her bewegen; wirkliche Menschen von Fleisch und Blut finden wir aber nur selten in den documents humains, die mit den kerngefeimten Realismus wiederpiegelnden lebenswahren Darstellungen eines Balzac oder Alphonse Daudet nicht verwechselt werden dürfen.

Wie sein großer Ahn, der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha, führt auch der kleine Don Quijote, Don Chisciotto, einen unablässigen Kampf gegen Windmühlen, so daß Salvatore Farina seinen Helden mit Recht apostrophirt: „Gieb Acht, habe ich dir gesagt; du hattest immer die fixe Idee, mit Windmühlen zu kämpfen, die dir das menschliche Gefühl zu beleidigen schienen. Gepanzert mit guten Entschlüssen und heiligen Grundätzen, hast du in einem Helm von Pappge alle die Grillen gesperrt, die rings um dich her gezirpt, die Schmetterlinge, die, dicht an dir vorüberflatternd, dem Talein bunt, vielleicht fröhlich gemacht haben würden. Du hast vorgezogen, melancholisch für Ideale zu kämpfen, die dich nie befriedigt haben, weil sie... Ideale waren."

Man würde jedoch bei der Annahme fehlgehen, daß Don Chisciotto nur für Ideale kämpft; vielmehr macht er auch wiederholte Versuche, die Rolle des Don Juan zu spielen, nur daß er absolut keine Begabung für die Durchführung einer solchen Rolle besitzt. Sein Schicksal erscheint uns mehr rührend, als tragisch, wenn wir sehen, daß er die Freunde verliert, weil er eine zu hohe Auffassung von der Freundschaft hegt, daß er auf Liebesglück verzichtet, weil sein Ideal der Liebe sich nicht im Geringsen mit der in Italien landläufigen Meinung deckt, daß er endlich, von einem auf die Spitze getriebenen Gerechtigkeitsgeföhle geleitet, aus Mitleid eine unglückliche heirathet. Es ist ein feiner, künstlerischer Zug Salvatore Farina's, daß er seinen Helden auch mit seinem Feldzugsplane, den Cicisbeo bei verheiratheten Frauen zu spielen, lässlich scheitern läßt. Im Hinblick auf den vortrefflichen Charakter Don Chisciotto's sehen wir dessen Flasco voraus, wenn er durchaus gewillt ist, ein Bienenstock zu werden, und mit seiner vermeintlichen Freivolität zu renommiren.

Wie sehr aber auch Don Chisciotto, ein sansaron de vice, mit seiner eingebildeten Lasterhaftigkeit, seiner Freivolität prahlen mag, wissen wir doch von Anfang an, daß Alles sich schließlich in Heiterkeit auflösen wird: weder die schöne Signora Ipsisse, noch die liebevollende Signora Ipsissone wird im Sturme er-

obert. Don Chisciotto entsacht an jenem denkwürdigen Abende allerdings die Gluth, aber nur diejenige des Kaminsfeuers, wozu ihn Signora Pphise, die ihn anstandslos findet, auffordert.
Die Ironie, mit der unser Held in seiner Rolle als Don Juan verpöblicht wird, steht in wohlthuendem Gegensatz zu dem Wohlbehagen, mit dem insbesondere französische Schriftsteller ähnliche Situationen ausmalen. Ohne auch nur im Geringsten den pharisäischen Moralisten zu spielen, ohne in abgehackter Prosa zu verfallen, vertheidigt Salvatore Farina die echte Sittlichkeit, indem er seinen sarkastischen Spott, seine scharf zugespitzten Epigramme gegen jene berufsmäßigen Herzensbrecher richtet, als deren Typus in der Erzählung der gewissenlose Nefle Don Chisciotto's, Guglielmo, dargestellt wird. Mit dem Ansage der Erzählung, — Don Chisciotto opfert sich für seinen leichtsinnigen Nefen, — können wir uns allerdings nicht befremden; der Edelmut des Helden erscheint hier auf die Spitze getrieben, sodass der ganze Charakter an innerer Wahrheit verliert.

Verschiedenes

Rachdruck verboten.

Die Politiker. Von Martin Wilberg. Siehe die Abbildung, Seite 49. — „Seien Sie vernünftig, Wladimir Wladimirovitch,“ sagt der Hausherr, und sein erstes, vom Leiden in der Verbannung getriebenes Auge ruht fast mitleidig auf dem jungen Studenten mit dem interessanten Kasolnikow-Kopf; „mit Ihren revolutionären Ideen werden Sie immer nur den fanatischeren Theil des Pöbels, nie aber das wahre Volk gewinnen! Das Volk dürstet nach Freiheit, doch nicht nach Blut...“ „Aber wenn die Freiheit nur durch Blut erkauft werden kann?“ brüllt der Student auf... „Dann werden wir ein Schreckens-Regiment, aber keine Herrschaft des Friedens zu erwarten haben,“ giebt die milde Stimme des Hausherrn zurück... Der Dritte im Bunde spricht wenig. Er bläst die Rauchwolken seiner Havanna in lustigen Quirlen vor sich hin, und ein satirisches Lächeln spielt um seinen schmerzhaften Mund. Und er denkt dabei: Freiheit, du arme mishandelte Gottheit, wie bist du doch zum Höhen der Einseitigen geworden! Alles, was elend ist, betet dich an, aber gewährt du nicht, was man von dir erhofft, dann stürzt man dich vom Altare und zerrt dich hinab in Blut und Schmutz!... Und laut sagt er, während seine Hand über den welligen Vollenbart streicht: „Ein garstig' Lied! Pui, — ein politisch' Lied!...“

Cuintett. Von S. Glücklich. Siehe die Abbildung, Seite 53. — Die Köbel singt vor: „Nun aber aufgepaßt! Hinter'm Ofen, hinter'm Ofen liegt ein großer Kanzen!...“ Die Franzel und die Bärbel singen ganz richtig mit, aber der Frey ist durchaus unmisslich. Er kann den Ton nicht finden! Die Disonanzen mehren sich, da nun auch Paulchen, der Jüngste, auf die Truhe flüchtet. Köbel wird ungeduldig... „Liegt ein großer Ra-an-zen!“ wiederholt sie singend, Vergebens. — es wird nichts aus dem ländlichen Canon: Paulchen und Frey sind keine Talente, wie Köbel, Franzel und Bärbel. Köbel ärgert sich. „Ihr seid dumme Jungen,“ meint sie in erwachendem Tone; „Brombeeren essen und mit Hafelnüssen schmeißen, das könnt Ihr, aber singen nicht!“

Süßes Haus

Rachdruck verboten.

Eis im Hause. — „Mein Mann hat mir zu meinem Geburtstage einen Eisschrank versprochen,“ erzählte mir kürzlich die Frau eines Freundes.

Dazu kann ich nur meinen vollen Beifall äußern: denn wenigstens in unseren größeren Städten, in denen jetzt der Bezug von Roheis so billig ist, sollte ein Eisschrank in keiner besseren Haushaltung fehlen,“ gab ich zur Antwort.

„Aber was für ein System rathen Sie mir zu wählen?“ „Ich möchte mich nicht für eine bestimmte Fabrik aussprechen, sondern Ihnen lieber empfehlen, in eines unserer größeren Haushaltungsgeschäfte zu gehen und eine der dort auf Lager gehaltenen neuesten Constructionen, die Ihnen nach Größe und Preis passend erscheint, zu wählen. Sie werden einen für Ihre Zwecke geeigneten Schrank schon für etwa fünfzig Mark bekommen und darin dann das Zweckmäßigste besitzen, was unsere Industrie auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, wobei ich jedoch nicht verhehlen will, daß die im Handel befindlichen Eisschränke den theoretisch zu stellenden Anforderungen noch keineswegs in allen Punkten entsprechen.“

Da einige Bemerkungen hierüber auch unseren geschätzten Leserinnen von Interesse sein dürften, so mögen sie hier folgen.

Unsere Eisschränke sind bekanntlich durchaus doppelwandige, mit Zink ausgeglichene Behälter, bei denen der Raum zwischen den Doppelwänden mit schlechten Wärmeleitern ausgefüllt wird. Meist bestehen sie aus einem Behälter für das Eis und einem Aufbewahrungsraume für Speisen und Getränke. Der Hauptsache nach kann man zwei Systeme unterscheiden, nämlich Eisschränke mit seitlich angebrachten Thüren und solche mit horizontal schließendem Deckel, sogenante Eisschiffe. Letztere verbrauchen weniger Eis, da sich in ihnen bei geöffnetem Deckel die schwere und deswegen auf dem Boden lagernde kälteste Luft besser hält, als wenn die Deckung sich an der Seite befindet. Dagegen sind die Eisschränke mit Seitenthüren allerdings bequemer zugänglich und deshalb beliebter. Ein großer Fehler mancher Systeme ist, daß nicht für genügende Ventilation gesorgt ist, wodurch der Schrank bald einen „muffigen“ Geruch bekommt und diesen auch den darin aufbewahrten Speisen mittheilt. Manche Schränke haben zur Abführung der Gase zwei kleine Ventilator-Mädchen. W. Hempel aber hat neuerdings vorgeschlagen, in den Eisschränken oben und unten große Luftlöcher anzubringen, während der eigentliche Eisschiff sich in der Mitte des Schranke befindet soll, und zwar luftdicht von dem übrigen Raume abgeperrt. Durch die Berührung mit diesem Eisschiff abgekühlt, sinkt dann die innere Luft nach unten und sucht durch die unteren Luftlöcher ihren Ausweg, während die Bewegung gleichzeitig von außen frische Luft durch die oberen Löcher in den Schrank hineinzieht. Diese neu zufließende Luft sollte außerdem noch über ein Aus-

trocknungsmittel, wie z. B. gebrannten Kalk oder concentrirte Schwefelsäure, geleitet werden, da trockene Luft eins der wirksamsten Mittel gegen alle Fäulniß ist. Hauptsächlich wird bald ein dementsprechend eingerichteter Schrank in den Handel gebracht!

In unseren Großstädten haben die Hausfrauen für die Füllung ihrer Eisschränke meist die Wahl zwischen natürlichem Eis aus den Eislagern und künstlichem Eis aus den Eisfabriken. Es klingt komisch, daß das Naturis theurer ist, wie das künstlich mit Maschinen hergestellte, und doch ist dem vielfach so; auch ist das künstliche widerstandsfähiger und schmilzt langsamer.

Da das künstliche Klareis aus reinem Cuell- oder Brunnenwasser gefroren ist, so dürfen wir es auch unmittelbar zum Genusse brauchen, wozu rohes Naturis sich durchaus nicht eignet, da das Wasser aus Seen und Flüssen nie ganz frei von Fäulnißstoffen und Verunreinigungen ist. Das Kunstis sollte somit stets bevorzugt werden, wo Eis direct in Getränke hineingegeben, mit Rohungsmitteln in Berührung gebracht oder von Kranken genossen wird, da in solchen Fällen durch unreines Naturis schon häufig Erkrankungen hervorgerufen worden sind.

Sehr beliebt sind in neuerer Zeit bei vielen Hausfrauen die Eismaschinen zur Herstellung von Gefrorenem geworden, die man für verhältnismäßig geringen Preis erhält, und die sich bestens bewährt haben. Recht zu empfehlen sind die automatischen Eismaschinen nach dem System Meibinger. Für einen mittleren Haushalt eignet sich beispielsweise die selbstthätige Maschine Nr. 3 (Preis 9 M. 50 Pf.), welche 12 Portionen Eis liefert. Das Verfahren ist aus der, jeder Maschine beiliegenden Gebrauchsanweisung ganz gut zu ersehen, nur ist darin die Zeit der Herstellung viel zu kurz angegeben: man muß nicht auf eine halbe, sondern mindestens auf eine bis anderthalb Stunden rechnen. Auch die mitgetheilten Recepte für Gefrorenes sind gut, aber viel zu theuer.

Practisch ist auch die amerikanische Ice cream Freezer (double action), die allerdings nicht selbstthätig ist, sondern von einer Person gedreht werden muß, aber weniger Eis braucht und Speiseeis von sehr feiner Beschaffenheit liefert.

Zum Schluß noch ein paar praktische Winke für unsere Hausfrauen. Will man bei großer Hitze eine Flasche Bier oder Wein recht schnell durch Eis kühlen, so umgiebt man sie meist rings mit Eiskübeln; eine viel stärkere Wirkung wird jedoch erzielt, wenn man die Flasche in ein Gefäß mit Wasser stellt, in das Eisstücken geworfen sind.

Hat man keinen Eisschrank, will aber trotzdem in der wärmeren Jahreszeit Eis möglichst lange aufbewahren, vielleicht in Krankheitsfällen, um kalte Umschläge zu machen oder dergleichen, so verfähre man folgendermaßen: Man lege das aufzubewahrende Eis in eine tiefe Schüssel oder einen tiefen Topf, decke einen Teller darüber, setze dann die Schüssel auf ein Federbett und bedecke sie mit einem Federkissen. Die Federn gehören nämlich zu den schlechtesten Wärmeleitern; sie halten die Wärme des menschlichen Körpers zusammen und daher den letzteren warm. Ebenso halten sie aber auch die äußere Wärme ab und verzögern das Schmelzen des Eises. Es entziehen durch das Schmelzen nur unbedeutende Mengen Wasser, die man von Zeit zu Zeit entfernt. Auf diese Weise kann man sechs Pfund Eis für den Krankengebrauch acht Tage lang erhalten.

Jedenfalls ist während der warmen Jahreszeit Eis im Hause eine wahre Wohlthat; es ist verfehlt, die Anschaffung eines Eisschranks und die Kosten für dessen Füllung unter die Luxusausgaben zu rechnen, dieselben machen sich vielmehr sehr wohl bezahlt, wie jede Hausfrau, die es erprobt hat, gewiß bestätigen wird.

Dr. D. Stein.

Kleine Rathschläge. — Soufflé von Hummer. Vor- oder Zwischenbeise. Das Fleisch von zwei Hummern wird mit 90 Gramm frischer Butter fein gewiegt, durch ein Sieb gestrichen, mit Salz, ein wenig Cayenne-Pfeffer und Citronensaft abgeschmeckt und mit dem Gelben von 6 Eiern verrührt, deren Weißes, zu Schnee geschlagen, zuletzt hinzugegeben wird. In kleine Papierstättchen gefüllt, bäckt man dieselben 10 Minuten; eine große Form würde 25—30 Minuten im Ofen stehen müssen. Zu bemerken ist, daß der Schnee erst unmittelbar vor dem Baden zugegeben werden darf.

Charlotte russe ist die Benennung für eine Crème, die gemeinhin in einer glatten, runden Form erstarrt, mit Köffel-Biscuit, Confect etc. garnirt wird. Beliebig kann man eine der vielfach abzuändernden „Crèmes bavaoises“ wählen. Wir geben hier das Recept einer der beliebtesten: Eine Stange Vanille läßt man mit ungefähr einem Weinglase voll Wasser aufkochen, verdeckt in demselben ausziehen und vermischt das Wasser, erstarrt, mit 375 Gr. feinem Zucker, dem Saft zweier Citronen, 8 Eigelben und $\frac{1}{4}$ Flasche Madeira. In eine gut verzinnete Casserole gethan, muß die Masse auf gelindem Feuer beständig mit dem Ruthen- oder Schneebesen geschlagen werden, bis sie aufsteigt und sich schaumartig verdickt. Vom Feuer gezogen und mit etwa 125 Gr. aufgelöster, bester Gelatine verbunden, rührt man sie auf dem Eise kalt und fügt, sobald man ein Festwerden bemerkt, $\frac{1}{2}$ Liter steif geschlagene Sahne hinzu. Es ist zur Vereitung dieser Crème Aufmerksamkeit und etwas Erfahrung nöthig, denn dieselbe muß schaumartig fest, weder zu locker noch zu steif sein und sich biscuitartig schneiden; darum ist auch Vorsicht mit der Gelatine zu empfehlen, von der man zuweilen ein wenig mehr oder weniger bedarf. Soll die Crème in oben erwähnter Weise angerichtet werden, so hat man eine glatte Form mit passenden Papierstreifen seitlich und einem rund geschnittenen Blatte für den Boden anzulegen. Die Seitenwände bestelt man mit Köffel-Biscuits, welche, — die blanke Seite der Form zugewendet, — recht gleichmäßig vertheilt sein müssen; auf den Boden legt man von denselben einen Stern und beginnt nun, sobald die Crème erstarrt und sich zu verbilden anfängt, dieselbe vorsichtig in den leeren Raum zu füllen, darauf achtend, daß die Biscuits nicht verschoben werden. Ist dies geschehen, so stürzt sich die Speise nach einigen Stunden ohne weitere Schwierigkeit, und man kann sie nun nach Belieben mit Schlaglöhne verzieren, deren einen Theil man mit etwas Cochenille roth gefärbt hat. In eine Düte gefüllt, die an dem spitzen Ende eine kleine Oeffnung haben muß, spritzt man durch diese abwechselnd Verzierungen, die dem eigenen Geschmache überlassen bleiben. Charlotte russe, die eleganteste der kalten Speisen, wird vielfach von Conditoren angefertigt, die dann, auf das Aeußere Werth legend, dasselbe mannigfach verändern, die Biscuits beispielsweise mit rothen, weißen oder braunen Glasuren überziehen, oder auch gesponnenen Zucker etc. zur Verwendung bringen. Weitere Angaben würden den gegebenen Raum aber überschreiten, und so mögen diese Andeutungen genügen.

J. v. G.

Gartener

Rachdruck verboten.

Einiges über Rasenpflege. — Der Rasen des Hausgartens, welchen wir in dieser Ausführung hauptsächlich berücksichtigen, unterscheidet sich wesentlich von dem des Parks. Bei ersterem kommt es vor Allem darauf an, einen teppichartigen, saftig grünen Graswuchs zu erzeugen, während bei letzterem meistens noch die Ruhung des Grasses mit berücksichtigt wird.

Der Boden für den Rasen muß, besonders in seiner oberen Schicht, reich an Pflanzen-Nährstoffen, nicht zu kalt und zu naß und von mürber Beschaffenheit sein, da die Wurzeln der Gräser nur flach in das Erdreich eindringen. Wo dieses nicht der Fall ist, muß eine dementsprechende Bodenbearbeitung vorgenommen werden, wobei gleichfalls alle Unkrautwurzeln und das Queckengras, *Triticum repens* L., sorgfältig entfernt wird. Zum Düngen darf man nur alten, wenigstens ein Jahr abgelagerten Dünger verwenden.

Nachdem nun der Boden vorbereitet und vollkommen geebnet ist, wird er mit einer angemessenen schweren Walze angeedrückt, um ihn zur Aufnahme des Grassamens geeignet zu machen. Die Aussaat geschieht breitwürfig im Frühjahr, je dichter, je besser. Nach der Aussaat wird der Same mit einer Harke eingehäufelt, wobei man sich bemüht, denselben flach und möglichst gleichmäßig unter die Erde zu bringen. Hierauf wird der Boden nochmals mit einer Walze oder, falls die Rasenfläche nicht zu groß ist, mit einfachen Treibrettern angeedrückt. In zwölf bis vierzehn Tagen erscheinen dann die jungen Pflänzchen.

Die Grassamen-Mischung, welcher man sich bei der Aussaat bedient, richtet sich nach der Güte des Bodens und der Lage des Standortes. Die verschiedenen Gräser gedeihen auf den verschiedenen Bodenarten und in den verschiedenen Lagen ungleich gut, was wir in Feld, Wald und Wiese hundertfach beobachten können. Einige lieben leichten, andere schweren Boden, einige können im Schatten, andere nur in sonniger Lage gedeihen. Man hat daher für die verschiedenen Bodenarten und Lagen passende Grassarten zusammengestellt und in Mischungen vereinigt, weil eine einzelne Grassart, wie z. B. das englische Raigras, welches man vor einiger Zeit zur Rasen-Anlage empfahl, allein niemals einen dauerhaften Rasen bildet, da dasselbe nur wenige Jahre lebensfähig bleibt. In den Mischungen, wo es unentbehrlich ist, dient es hauptsächlich als Schutzgras für die in der Jugend schwächlichen Grassarten und um die Flächen schnell zu begrünen. Allmählig aber verschwindet es hieraus ganz.

Die verschiedenen Gräser einer Mischung müssen möglichst von gleicher Höhe, Farbe und Vegetations-Periode sein und sich ferner vor Allem nur flach am Erdboden durch einen rhizomatigen Wurzelstock ausbreiten. Solche, welche hohe und dichte Büschel bilden, sind zur Rasenbildung untauglich, da es ja hierbei Hauptaufgabe ist, eine dichte, polsterartige Narbe zu erzielen.

Folgende Mischungen sind für die verschiedenen Bodenarten die passendsten. (Das Saatquantum ist für $\frac{1}{4}$ ha. Land berechnet.)

- Mischung für einen feinen Gartensasras in freier, sonniger Lage und gutem Boden:

Agrostis stolonifera, Römegras . . .	1 $\frac{1}{4}$ kg.
Cynosurus cristatus, Kammergras . . .	4 ..
Festuca duriuscula, harter Schwingel . . .	8 $\frac{1}{2}$..
Lolium perenne tenue, engl. Raigras . . .	20 ..
Poa pratensis, Wiesenspitzengras . . .	2 ..
	35 kg.
- Mischung für halbschattige Lagen und unter Bäumen:

Cynosurus cristatus	2 $\frac{1}{2}$ kg.
Festuca duriuscula	7 $\frac{1}{2}$..
Lolium perenne tenue	20 ..
Poa pratensis	2 $\frac{1}{2}$..
„ nemoralis sempervirens	2 ..
„ trivialis	$\frac{1}{2}$..
	35 kg.
- Mischung für leichten Boden, Sand etc.:

Agrostis stolonifera	$\frac{1}{2}$ kg.
Festuca duriuscula	10 ..
„ ovina, tenuifolia	2 $\frac{1}{2}$..
Lolium perenne tenue	19 ..
Poa pratensis	2 ..
„ nemoralis sempervirens	1 ..
	35 kg.
- Mischung für kaltgründigen, schweren Boden:

Agrostis stolonifera	$\frac{3}{4}$ kg.
Cynosurus cristatus	2 $\frac{1}{2}$..
Festuca duriuscula	10 ..
Lolium perenne tenue	16 $\frac{1}{2}$..
Poa pratensis	2 $\frac{1}{2}$..
„ nemoralis sempervirens	$\frac{3}{4}$..
„ trivialis	2 ..
	35 kg.

Fertige Mischungen kauft man nur aus renommirten Samenhandlungen, da mit diesem Artikel viel Schwindel getrieben wird. Das Beste ist immer, sich die verschiedenen Sorten selber zu mischen.

Haben nun die jungen Grasplänzchen die Höhe von 6 bis 7 Cent. erreicht, so wird der erste Schnitt vorgenommen und zwar, wenn nur irgend möglich, an einem trüben Tage. Das geschnittene Gras wird mittels eines Besens abgefegt, worauf man wiederum mit der Walze über die Rasenfläche fährt, um die jungen Stolonen (Ausläufer) in den Boden zu drücken, damit sie sich bewurzeln. Von nun an muß der Rasen stets kurz gehalten und je nach Wachs- thum des Grasses, etwa alle neun Tage, am besten in den Morgenstunden, gemäht werden. Das Mähen geschieht entweder mit der Sense ober, bei feinerem Rasen, mit der Rasen-Mähmaschine, welche auch von schwächeren und ungebübteren Personen leicht zu handhaben ist. Die „Philadelphia-Rasen-Mähmaschine“ und „Germania“ sind wohl die besten im Handel vorfindenden Constructionen. Auch ist alles Unkraut stets sorgfältig zu entfernen. Für die Vereingung des Gänsefußes (*Bellis perennis*), wohl das schlimmste Unkraut vieler Rasen, hat man eigens verfertigte Gänsefuß-Nähen hergestellt.

Um das prächtige, frische Grün den ganzen Sommer über gleichmäßig schön zu erhalten, wird der Rasen in den heißen Sommer-



Osterehaschen. Ein Bildersturz von R. Künke.

tagen allabendlich gesprüht, da die Sonne zu dieser Zeit auf den Plan, welcher nur flach mit den kurzgeschorenen Gräsern überzogen ist, sehr stark wirken kann und diesen häufig an abhässlichen Tagen total austrocknet. Namentlich nach dem Mähen ist das Besprühen von ungeheurem Vorteil; man sollte es dann nie unterlassen.

Das Besprühen aber bedingt wiederum indirect ein zeitweiliges Düngen des Rasens, da die kleinen Graspflänzchen von der sie umgebenden tropenähnlichen Feuchtigkeit zu einem energischen Wachstum angeregt werden, wodurch der Boden schließlich an Pflanzen-Nährstoffen erschöpft wird, was sich durch das „Gelbwerden“ der Pflanzen zu erkennen giebt. Um dieses zu verhindern, haben wir zu düngen, und zwar mit erdigem Dünger, da hierdurch gleichzeitig die durch das Bewässern abgespülte Erde wieder an die Pflänzchen gebracht wird. Zu diesem Zwecke sehr geeignet sind gänzlich verrotteter und gerichter Kuh- und Pferdegülter, oder noch besser Straßenechtich, welcher mindestens zwei Jahre gelegen hat und dann 1/2 bis 1 Cent. hoch auf den Rasen gebracht und eingefegt wird. Von den künstlichen Düngarten ist Chili-Salpeter für unseren Zweck der bevorzugte. Man rechnet ungefähr 10 Gramm auf einen 1 Meter. Doch ist stets dem animalischen Dünger, wenn dieser leicht zu beschaffen ist, der Vorzug zu geben. A. von Drahten.

Museen vielfach Anwendung. Man beneht die verblühtene Schriftseite mit wenig Wasser und bestreicht sie dann mit einem in Ammoniak getauchten, größeren Pinsel. Sofort treten die Schriftzüge

schwarz und leserlich hervor; bei Urkunden auf Pergament bleibt die Schwärze dauernd, in vielen Fällen auch bei Manuscripten auf Papier. Manchmal aber hält das deutliche Erscheinen der Schrift nicht lange vor; dann läßt sich das Verfahren mit abermaligem sofortigen Erfolg wiederholen. Der zur Verwendung kommende Ammoniak muß recht rein, und frisch aus der Apotheke bezogen sein. J. W. Würzburg.

Instrument für Schwerhörige (32). — Taubheit, die dadurch veranlaßt wird, daß die Schallwellen den gewöhnlichen Weg durch das Ohr verlegt finden, kann bis zu einem gewissen Grade überwunden werden, wenn man die Schallwellen durch die Kopfknochen zu dem noch empfindungsfähigen Endapparat des Gehörnerven leitet. In solchen Fällen wird eine tönende Stimmgabel, frei vor das Ohr gehalten, nicht gehört, wohl aber, wenn man ihren Fuß auf den Schädel oder an die Oberzähne setzt. Auf dieser Erfahrung beruht das mit dem Namen Audiphon belegte Hör-Instrument, das aus einer dünnen Platte von Hartkautschuk oder Holz besteht, die dem Sprechenden entgegengehalten wird, während der Taube die stielartige Verlängerung dieses Hörträgers fest an seine Oberzähne legt. Letztere sind unbedingt notwendig, weil auf andere Weise die zum Uebergang der Schallwellen von dem Audiphon auf die Schädelknochen nötige feste Verbindung nicht hergestellt werden kann. — Wer dies oder irgend ein anderes, wenn auch noch so gespieltes Hör-Instrument kaufen will, thut immer gut, vorher einen Ohrenarzt zu fragen, ob ein, und welches Hör-Instrument ihm nützen kann. Sonst wird er meistens ohne Nutzen Geld ausgeben oder durch die Geringfügigkeit des Verbesserung sich sehr enttäuscht fühlen. Solche Instrumente sind übrigens in allen guten Handlungen chirurgischer Instrumente zu haben oder durch solche zu beziehen. Das sogenannte Dentaphon verfolgt den gleichen Weg, aber auf noch weniger wirksame Weise; es besteht aus einem dem Mundstück des Telefons ähnlichen Kästchen, in welches hineingesprochen wird, während das in denselben befindliche Hörplättchen mittelst eines seidenen Drahtes und eines Zahnlättchens mit den Oberzähnen in Verbindung gesetzt wird. Also auch hierzu gehören feste Oberzähne! Die meisten Schwerhörigen werden von dem Hörrohr, besonders wenn dessen Schalltrichter durch ein biegsames Rohr mit dem Ohrstück verbunden ist, viel mehr Nutzen haben, wie von allen anderen Instrumenten. Die geringe Brandbarkeit all dieser und anderer Ersatzmittel sollte eine dringende Mahnung sein, kein Leiden des Gehörs gering zu achten und zu vernachlässigen, sondern stets so früh wie irgend möglich einen sachverständigen Arzt zu Rathe zu ziehen. Dr. D.

Albert-Biscuits (XVII, 192). — Man bereitet einen Teig aus 2 Kilo Mehl, 1/4 Kilo Butter, 1/2 Kilo Schmalz, 1/4 Kilo Zucker, 1/2 Kilo Arrowroot, 1/2 Liter Milch, 2 Eiern und 11 Gramm Hirschhornsalz. Diese Masse ist sehr fest, aber es ist trotzdem Hauptbedingung, daß sie tüchtig und klar verrührt wird. Sobald dies geschehen ist, schneidet man sie in kleinere Theile, welche in die Teigmaschine eingehoben und dort bis 12 Mal durchgewalzt werden. Dann rückt man den fertig hergestellten Teig mit einem runden Ausstecher oder einem Glase aus. In Ermangelung eines Stempels, mit dem Namen Albert, können die Kuchen auch mit einer starken Stricknadel durchstochen werden. Die auf Bleche gebrachten Cafes werden in einem mäßig heißen Ofen recht hell abgedaut. H. T. in Berlin.



Ungarisches Prachtkostüm, 17. Jahrh., aus der Eszterhazy-Schatzkammer in Zorchenstein. — S. S. 52. Aus der Kostüm-Ausstellung zu Wien.

Briefmappe.

Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Grasflecke. — Kann mir eine freundliche Leserin mittheilen, wie man Grasflecke in weißen Beinkleidern (englisches Ledertuch), die durch gewöhnliches Waschen braun geworden sind, entfernt?

Eine Abonnentin.

Weilchenduft. — Welche liebenswürdige Mitleserin sagt mir, wie man sich selbst ein Parfüm aus Weildchen herstellen kann? Frau M. in Bonn.

Baierische Leberknödel. — Wer theilt mir ein gutes Rezept zu bairischen Leberknödeln mit, wie man sie so ausgezeichnet in Münchener Restaurants erhält? Frau Fr. in Wallishofen.

Antworten.

(Auf die besallenen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Glasbilder (23). — Da die Anilin-Lackfarben sehr schnell unter dem Pinsel trocknen, gehört einige Uebung dazu, um eine gute Wirkung zu erzielen und um zu vermeiden, daß die Flächen streifig erscheinen. Die Arbeit wird erleichtert und die Farben bleiben länger flüssig, wenn Sie denselben einige Tropfen reines Lavendel-Öl zusetzen. Farbenlade, die zu dick geworden sind, können durch Spiritus-Lack (eine Auflösung von Sandarak-Gummi in Alkohol) verdünnt werden; sollte der Spiritus-Lack selbst zu dickflüssig sein, so mischen Sie denselben einige Tropfen starken Weingeistes bei.

Bertha L. Worms.

Auffrischen alter Schriften (16). — Zu den allermeisten Fällen sind bei alten Schriften auf Papier und Pergament, Gallus- oder Eisentinten zur Verwendung gekommen. Wenn diese durch die Länge der Zeit, durch Feuchtigkeit und andere Ursachen verbläht erscheinen, und die Urkunden dadurch mehr oder weniger unleserlich geworden sind, bietet das Auffrischen der Schrift wenig Schwierigkeit. Das folgende Verfahren findet in alten Sammlungen und